Universitäts- und Landesbibliothek Bonn

Richard Rothe und seine Freunde

Hausrath, Adolf

Berlin, 1902

V. Die Jahre in Rom 1824-1828

urn:nbn:de:hbz:5:1-25899

Visual Library

V

Die Jahre in Rom

Januar 1824 bis Herbst 1828

Rothe selbst schreibt in seinen Erinnerungen, er sei nicht anders nach Rom als er in das nächste beste Dorf gegangen sein würde, dessen geistliche Bedienung ihm zugewiesen worden wäre. Die Seelenzahl, die er zu pastoriren hatte, wäre vielleicht im nächsten besten Dorfe größer gewesen, aber die Aufgaben, die die kleine kapitolinische Gemeinde ihm stellte, erforderten dennoch einen ganzen Mann, denn sie waren sehr mannigfaltig und verwickelt. Den Anfang mit einer religiösen Sammlung der deutschen Evangelischen in Rom hatten Niebuhr und Bunsen gemacht, als sie im October 1817 beschlossen, den Jahrestag von Luther's Thesen mit einem Gottesdienste zu feiern. Eine solche Demonstration in seiner eigenen Wohnung zu veranstalten, hielt Niebuhr für unverträglich mit seiner diplomatischen Stellung beim Vatican. Auch fürchtete er, wie Bunsen's Frau wenigstens, freilich etwas anachronistisch, schreibt, geheime Berichte an den König über die von Bunsen und Niebuhr's Secretär, dem späteren Bonner Professor Brandis, für diese Gelegenheit verfaßte Bearbeitung des common prayer book, da Friedrich Wilhelm III. in Agendensachen eifersüchtig und mißtrauisch war. Die Feier wurde deßhalb im Hause Bunsen's auf dem Capitol gehalten, von dem der Gedanke wohl auch ausgegangen war. Eine im Caffè Greco von Hand zu Hand gehende Ankündigung setzte die deutschen Evangelischen von dem Plane in Kenntniß; Frau von Humboldt lud Bunsen persönlich ein und so wurde vor vierzig Personen durch Bunsen und Brandis, der von Haus aus Theologe war und als Diakon fungirte, der erste evangelische Gottesdienst auf dem Capitol gefeiert. Hatte Niebuhr sich dabei zurückgehalten, so betrieb er um so eifriger den Plan, bei der preußischen Gesandtschaft einen Kaplan anzustellen, der die Evangelischen in Rom pastoriren und der erfolgreichen Propaganda der deutschen Convertiten entgegenarbeiten könne. Mitte Juni 1819 kam dann auch der erste Gesandtschaftsprediger in Rom an, Schmieder, später geistlicher Lehrer an der Schulpforta und schließlich

Rothe's Nachfolger in Wittenberg, kein geistreicher Mann, aber ein ernster, gewissenhafter Seelsorger von pietistischer Färbung. Der Gottesdienst wurde zunächst als Hausandacht des Gesandten im Palazzo Savelli gehalten und gleich bei dem ersten fanden sich siebzig Personen ein, die fröhlich waren, das Lutherlied in Rom unter den Augen des alten bösen Feindes singen zu können. Als dann Bunsen die Geschäfte übernommen hatte, ließ er in seinem Hause auf dem Capitol die überflüssig gewordenen Stallräume zu einer Kapelle herrichten, die nun sonntäglich die evangelischen Landsleute zur Andacht versammelte, die Besucher aber trösteten sich, daß der Heiland in Bethlehem gleichfalls in einem Stalle zur Welt gekommen sei. Die Gemeinde bestand aus den Familien der protestantischen Gesandten, aus den vornehmen Fremden, die den Winter über in Rom weilten, und vor allem aus etlichen jungen Künstlern, die durch die zudringlichen Bekehrungsversuche der Neukatholiken aus der Malerwelt ihrer evangelischen Gesinnung wieder deutlicher bewußt geworden waren.

Seit Goethe in Rom gewandelt und mit Angelika Kauffmann, Kniep, Karstens, Tischbein, Hackert u. A. die Ideale des Humanismus gepflegt hatte, war der Geist der römischen Künstlergemeinde ein völlig neuer geworden. Auch hier hatte die Romantik einen vollen Sieg errungen und die antikisirende Richtung war ein überwundener Standpunkt. Ueberdruß an der Welt des Rationalismus und der Aufklärung hatte einige der führenden Geister aus der Schule der Schlegel, Tieck und Wackenroder hierher geführt und auch die französischen Emigranten von ehedem, Chateaubriand, De Maistre und Bonald, spielten dabei eine Rolle. Ihre Losung war: „Wer Autorität sagt, sagt Papst, oder er sagt gar nichts." Von den Malern waren Overbeck, die Brüder Schadow, Vogel von Vogelstein, mit Andern, weniger bekannten, im Jahre 1815 zum Katholicismus übergetreten; Cornelius, obwohl Katholik, blieb Rationalist, Thorwaldsen, trotz seiner herrlichen Christusstatue, ein Goethe'scher Heide.

Wie Rothe das Glück gehabt hatte, mit seinen Universitätsstudien in die große Epoche der deutschen Philosophie zu fallen, so war es ihm hier beschieden, eine denkwürdige Evolution der deutschen Kunstentwicklung aus nächster Nähe zu beobachten und die Anregungen einer solchen bewegten geistigen Atmosphäre wohlthätig zu empfinden. Der Kern der neuen deutschen Malerschule, die man später die Nazarener nannte, hatte sich im Jahre 1810 in dem verlassenen Kloster von St. Isidoro niedergelassen, von wo das neue Evangelium der Malerei ausging. Im Gegensatz zu den Koloristen waren die Brüder von St. Isidoro Contouristen, wie das das tägliche Schauen der Meisterwerke der Antike mit sich brachte. Das bildete für sie die Brücke zu Thorwaldsen, der der unbestrittene König der Bildhauer war. Die Absicht auf malerische Wirkung, auf starke Modellirung lag nicht im Sinne der neuen Richtung; immer herrschte die Zeichnung vor. Die Linie, die auch Goethe in erster Reihe geschätzt hatte,

gewann, aber viele Ateliergeheimnisse der Farbe und des Malens, die Raphael Mengs, Angelika Kauffmann und andere Deutsche noch gekannt hatten, gingen damals verloren. Der Auftrag der Farbe war nur dünn, dagegen zeigte die Zeichnung in den Umrissen größere Genauigkeit und in der Ausführung größere Sauberkeit. Mit Ernst suchten sie in allem die Seele. Darum waren ihnen die ältern Italiener und die Kölner Meister so sympathisch. Ihr Ideal war Fiesole; Cornelius' Hinneigung zu Signorelli, trotz dessen Vorliebe für das Nackte und gewaltsam Bewegte, war schon eine Heterodoxie, denn die Führer waren katholische Pietisten. Welchen Einfluß auf die Einzelnen die Kunsttheorieen der Romantiker übten, zeigt die Erzählung von Rothe's römischem Freunde Ludwig Richter, daß er in Innsbruck bei einem Buchhändler sich in Schlegel, Tieck und Wackenroder vertieft habe, und noch ehe er die italienischen Raphaeliten und Präraphaeliten überhaupt gesehen, entschied er sich unter dem Eindruck dieser Lecture für die tief christliche Auffassung der älteren Meister. Als Neubekehrter wählte er sich dann auch sofort in Verona den Lombarden dei Libri zum Vorbild, obwohl seine ganze Naturanlage ihn auf Landschaft und Genre hinwies. Es war eben jetzt die Zeit der Bekehrungen und Erweckungen, nicht nur in der Kirche, sondern auch in der Kunst. Mit Recht nannten sich die Führer der neuen Schule Idealisten. „Darin besteht die ganze Kunst," meinte Philipp Veit, „daß Natur und Idee sich gleichmäßig durchdringen", ein Kanon, den Cornelius und Rothe's Freunde Richter und Schnorr auch von ihrem späteren Standpunkte gelten ließen, der nicht mehr der der Nazarener war. Eine gewisse feierliche Steifheit und Härte in den Umrissen, Magerkeit in den Formen, Vorliebe für senkrechte Linien, wie sie in einen gothischen Münsterbau paßten, war die Folge der Bevorzugung der alten Florentiner und der mit Absicht gesuchten Idealität. Das Publikum bewunderte erst die sanft geneigten Köpfe mit dem flehenden Blick und der fixirten Verzückung und Verklärung, dann wurde es dieser langweiligen Gestalten müde und die Schule verlor ihr Ansehen eben so rasch, wie sie es unter dem Einfluß der romantisch-pietistischen Strömung rasch gewonnen hatte.

Das Gegengewicht gegen die Nazarener war der Däne Thorwaldsen, der sich ganz nach der antiken Sculptur bildete. Die Professoren hatten erst darüber gespottet, daß ein Mensch, der nicht einmal griechisch verstehe, sich klassische Vorwürfe wähle. Aber schon sein Jason hatte die Schulmeister auf den Mund geschlagen. Im Jahre 1822 empörten sich die Frommen, daß der Heide es übernommen habe, für die neue Basilika in Kopenhagen die Heiligenbilder zu liefern. Er aber schuf seine Christusstatue, und in ihr den Typus aller späteren. Während Rothe's Anwesenheit in Rom arbeitete er die Büste Consalvi's, das berühmte Basrelief: „Wer kauft Liebesgötter" und das Grabdenkmal Pius' VII. in der Peterskirche, das dem Protestanten anvertraut worden war,

obgleich die Jesuiten das seinem Auftraggeber Consalvi sehr übel genommen hatten. Bei seinem geringen Interesse für kirchliche Dinge blieb er Rothe fremd, um so näher berührte sich Rothe mit den deutschen Malern, die insgesammt als Hausfreunde im Palazzo Caffarelli verkehrten. Ihre bekanntesten Werke waren die Geschichte Joseph's von Cornelius, Veit und Overbeck in der Casa Bartoldi und die Darstellungen aus den drei großen Dichtern Italiens, Dante, Ariost und Tasso in der Villa Massimi beim Lateran, in welcher Concurrenz der junge Schnorr durch seine Orlandofresken die Palme davontrug und seinen Weltruhm begründete.

Neben der religiösen wirkte auch die patriotische Begeisterung der Freiheitskriege in der römischen Künstlerkolonie fort, in der alle großen Bewegungen der Heimat nachzitterten. Schnorr faßte die Thätigkeit der deutschen Künstler als einen Feldzug gegen die französischen Akademiker auf und schreibt begeistert: „Wenn Gottes Segen nicht ausbleibt, so werden die Deutschen schon zeigen, daß sie keine Narren sind; sie werden die Franzosen im Felde der Kunst ebenso besiegen, wie sie sie in den Ebenen Deutschlands und Frankreichs besiegten mit der Stärke des Arms! Hallelujah!" Selbst die burschenschaftliche deutsche Tracht, in der einst Rudolf Stier in Berlin Aufsehen gemacht hatte, die die Galle von Gentz in Heidelberg erregte und deren Trägern man in Preußen jeden Paß verweigerte, hatte in Rom Eingang gefunden und in ihr kam sich namentlich Rothe's Freund Julius Schnorr mit seinen langen Locken wie ein zweiter Albrecht Dürer vor. Bei dem Besuche des bayerischen Kronprinzen hatten die alten Herrn vergeblich gebeten, die altdeutschen Röcke, an denen der Geruch der Demagogengarderobe haftete, wegzulassen, als das Fest aber begann, siehe da erschien der bayerische Prinz selbst in der in Berlin verpönten altdeutschen Pikesche. Hatte in Frankreich, wie A. W. Schlegel spottete, die Natur freigebig von einem einzigen Originalmenschen dreißig Millionen Exemplare aufgelegt, so sollte der deutsche Künstler seine Eigenart, seine trotzige germanische Persönlichkeit künstlerisch ausgestalten. Das war namentlich das Programm von Schnorr und Cornelius. So fand Rothe jene Tendenzen, mit denen er in Heidelberg sich auseinander zu setzen hatte, sogar im selben Costume in der Siebenhügelstadt wieder. Aber wie fern lag ihm jetzt diese ganze Richtung, die er sich schon als Student an den Schuhen abgelaufen hatte.

Der Vertrauensmann und allzeitig dienstfertige Patron des deutschen Künstlerkreises war nach Niebuhr's Rückkehr in die Heimath der zunächst mit seiner Stellvertretung betraute Legationsrath Karl Josias Bunsen. Man kann gegen Bunsen als Diplomaten und Gelehrten mancherlei einwenden, daß er aber ein edler, liebenswürdiger und höchst anregender Mensch war, ist von niemandem geläugnet worden, der ihn kannte. Er hatte im Auftreten etwas Strahlendes, Sieghaftes. Menschenfreundlichkeit und Thatenfreude leuchteten

aus seinem vollen, guten Gesichte. Wenn manche ihn eitel fanden, so darf man wohl mit seiner Gattin zur Entschuldigung hinweisen auf die Verwöhnung durch eine lange Reihe von Jahren, auf „die Erfüllung jedes Wunsches, die Schmeichelei der Großen, die Liebe und Vergötterung der Guten, die Bewunderung, den Beifall der Geistreichen — mit einem Worte auf die Gunst des Glücks in ihrer verführerischsten Gestalt." Er hatte alle liebenswürdigen Eigenschaften eines Sanguinikers, und freilich auch die Fehler seiner Tugenden. „Ich weiß zu gut," schreibt Rothe einmal, „wie leicht sich Bunsen Projecte macht, und, wenn sich nur eine entfernte Möglichkeit ihrer Ausführung zeigt, sie schon als realisirt ansieht". In diesem Urtheil des Freundes liegt auch das Schicksal des Staatsmanns Bunsen beschlossen.

Zu Korbach im Waldeck'schen in kleinen Verhältnissen geboren, war Bunsen als junger Philologe, ganz wie Brandis, seinem Lehrer Niebuhr nach Rom nachgezogen. Dort hatte sich die reiche und geistvolle Frances Waddington für den strahlend schönen jungen Deutschen interessirt, der mit seinem blonden Haare und den leuchtenden Prophetenaugen alle Blicke auf sich zog. Ein halbes Jahr älter als er, hatte sie an eine Verbindung mit dem jungen Ammanuensis Niebuhr's nicht gedacht, als er aber mit Einwilligung der Mutter bei einem Mondscheinspaziergang im Kolosseum, am Kreuze der Märtyrer, um sie warb, hatte sie ihm sofort ihr Wort gegeben. Die Heirath mit der reichen Erbin am 1. Juli 1817 hatte den Sechsundzwanzigjährigen für's ganze Leben selbständig gestellt. Schon im folgenden Jahre machte Niebuhr ihn zu seinem Secretär, als Brandis erkrankte. Die entscheidende Zeit für den jungen Beamten wurde aber der Besuch des preußischen Königs in Rom, den er ganz für sich einnahm. Im Herbst 1822 kam Friedrich Wilhelm III. nach Italien und die „leuchtende Heiterkeit" des jungen Mannes scheint ihm sympathischer gewesen zu sein als das ernste Wesen des kränkelnden Niebuhr. Frances erzählt, zum ersten Mal bei der Tafel habe Bunsen die Aufmerksamkeit des Königs auf sich gezogen, der nach einer Messe in der Sixtinischen Kapelle in seiner abgerissenen Weise die Frage hinwarf: „Wer war dieser Palestrina?" Als Niebuhr stumm blieb, gerieth der König in Verlegenheit und sagte halblaut: „Habe wohl etwas Dummes gefragt!" Dabei blieb sein Auge auf Bunsen haften, der nun in seiner liebenswürdigen Weise so schlagfertig Auskunft gab, daß der König das Gespräch mit ihm fortsetzte, und auch bei der nächsten Begegnung ihn sichtlich auszeichnete. Bunsen selbst setzt jenes Gespräch erst in das Ende des Aufenthalts des Königs, doch hatte es offenbar eine gewisse Bedeutung für seine Beziehungen zu diesem. Mit seiner „Beschreibung der Stadt Rom" beschäftigt, wurde er dem König ein Cicerone, der auf keine Frage die Antwort schuldig blieb und als Generaladjutant Witzleben, von Niebuhr darauf aufmerksam gemacht, dem Könige auch noch von Bunsen's

liturgischen Studien erzählte, kam dieser sofort eifrig auf sein Lieblingsthema der liturgischen Reform und Bunsen hütete sich, ihm zu widersprechen. Das Resultat dieses Verständnisses war, daß der Secretär der Botschaft sofort nach der Abreise des Königs nach Neapel zum Legationsrath ernannt ward, und auch bei dem zweiten Aufenthalte Friedrich Wilhelm's III., auf der Rückreise von Neapel, sich verschiedenfacher Auszeichnung erfreute. Die Höflinge warfen ihn einfach unter die pietistischen Streber, die damals durch Ausnützung der kirchlichen Liebhabereien Friedrich Wilhelm's Carrière machten. Aber wie sehr that man ihm damit Unrecht! In einer seiner Neujahrsbetrachtungen lesen wir das schöne Gebet: „Gib mir vor allem Wahrheit in mir, denn ohne sie kann ich Deine Wahrheit nicht schauen. Laß mich nicht äußerlich das Herz übertünchen mit einem gemachten, vorgelogenen Glauben. Ist Deine Wahrheit wahr, so darf der Mensch auf dem Wege zu ihr vor keiner Wahrheit erschrecken." Diesen Eindruck der Aufrichtigkeit hat Bunsen auch auf alle seine Freunde gemacht und in den offenen und tapferen Briefen an seinen königlichen Freund, Friedrich Wilhelm IV., sie bethätigt. Bei Niebuhr's Rückkehr nach Deutschland 1824 wurden ihm die Geschäfte der Gesandtschaft zunächst provisorisch übertragen. Die Diplomaten von Fach, die ungern auf einem so begehrenswerthen Posten einen bürgerlichen Gelehrten sahen, nannten ihn einen Glücksritter, er selbst aber hatte den edlen Ehrgeiz, jungen Talenten in ähnlicher Weise die Wege zu ebnen, wie Niebuhr sie ihm geebnet hatte. In diesem Geiste wurde zwischen dem dreiunddreißigjährigen Diplomaten und dem fünfundzwanzigjährigen Prediger der Bruderbund geschlossen, bei dem Rothe zunächst der empfangende Theil war.

An Bunsen's Stellung in Rom, die nicht auf seinen diplomatischen Erfolgen beruhte, sondern auf dem glänzenden Hause, das er machte, hatte seine Gattin Frances den größten Antheil. „Sie war," schreibt ihre Enkelin, Marie von Bunsen, „nicht schön, nicht unbedingt liebenswürdig, streng in ihren Forderungen," aber alle rühmten ihre ruhige, stete und selbstlose Güte. Die jüngeren Gehülfen ihres Mannes, Platner, ein junger Maler, der nach Bunsen's Vorbild die Kunst mit der diplomatischen Carriere vertauschte, und Abeken, der aus der römischen Gesandtschaftspredigerstelle gleichfalls in den Dienst des auswärtigen Amtes kam, haben Frances Bunsen als ihre Mutter betrachtet und sie selbst unterzeichnet sich so in ihren Briefen an die jungen Freunde. Diese Stellung der lehrhaften Matrone gab sie sich schon früh. Da sie eine sehr fromme Frau war, machten ihr die Sünden der andern Leute viel Sorge und Bunsen hat oft große Strafpredigten in Empfang zu nehmen, deren Berechtigung uns nicht immer deutlich wird, die er aber immer mit musterhafter Liebenswürdigkeit und, wie er behauptet, aufrichtiger Dankbarkeit hinnimmt, während seine Schwester Christiane, die sich selbst mit der Besserung ihrer Nebenmenschen

angelegentlicher als mit der eigenen beschäftigte, in ständigem Kriege mit der englischen Schwägerin lebt. Daß Rothe nicht so energisch wie sein Nachfolger Tippelskirch der Hausfrau gegen diese Gegnerin beistand, ist einer der Gründe gewesen, warum Frances in viel kühlerem Tone von Rothe redet als von Schmieder, Tholuck und Tippelskirch. Auch hat Rothe wohl diese mißlichen Verhältnisse im Auge, wenn er wiederholt Bunsen bittet, es als eine Lücke seiner Natur zu entschuldigen, wenn er für seelsorgerliche Aufgaben so wenig Geschick bewiesen habe. Trotz dieser nicht ganz zu läugnenden unliebenswürdigen Seiten ist aber Frances Bunsen eine imposante Erscheinung. Als gelehrt und correct erzogene englische Aristokratin füllte sie ihren Platz in der römischen Gesellschaft glänzend aus und konnte bei allen künstlerischen, archäologischen und politischen Fragen, die das römische Leben brachte, mit vollem Verständniß mitreden. Etwas pessimistisch, streng orthodox, mit praktischerem Sinn und klarerer Menschenkenntniß begabt als ihr sanguinischer Gemahl, dämpfte sie in verständiger Weise sein zu viel Hoffen, sein zu viel Versprechen und redet in ihren Briefen zu dem doch innerlich vergötterten Gatten meist weise wie eine Mutter. Im Strudel der großen Welt aufgewachsen, hatte sie sich die Ruhe und Geistessicherheit bewahrt, die ihr Haus den stets wechselnden Gästen rasch vertraulich machte, und wie Bunsen die Anregung und die glänzende Unterhaltung auf sich nahm, so sie die freundliche Fürsorge und das Behagen. So war es gekommen, daß der Palazzo Caffarelli im Mittelpunkte nicht nur der deutschen, sondern der guten Gesellschaft überhaupt stand und nach dieser glänzenden gesellschaftlichen Position, der auch die Monsignoren des Vatican ihre Huldigung nicht versagten, wurde bis zu dem jähen Mißerfolg, der zu Bunsen's Abberufung führte, auch seine staatsmännische Befähigung beurtheilt. Auf Bunsen's Betreiben wurde der alte Palazzo, in dem er wohnte, vom Staate als preußisches Gesandtschaftshotel angekauft und von dem unermüdlichen Bunsen mit seiner praktischen und wohlhabenden Gattin zu einem Heim umgestaltet, das allen Gästen desselben unvergeßlich wurde. Auf der Stelle gebaut, wo in klassischer Zeit die Burg des Capitols lag und zwar an der Westseite des Hügels, wo einst die Gallier eindringen wollten, hatten die Bewohner Rom zu ihren Füßen. Durch den von Orangendüften durchzogenen Garten, dessen Zaun die thätige Hausfrau mit roth blühenden Oleanderbüschen flickte, trat man auf die Terrasse, von der man in die Campagna hinausschaute und wo man jede Viertelstunde die römischen Glocken mit ihrem tiefen Tone zusammenschlagen hörte. Eine Treppe führte hinab nach dem damals noch nicht durch die Archäologen verwüsteten Forum, wo zwischen üppig wuchernden immergrünen Büschen zerbrochene Marmorsäulen lagen und die weißen Campagnastiere mit den weitausgezogenen Hörnern ruhten, so unbewegt, daß man sie von ferne gleichfalls für Marmorblöcke halten konnte. Hier zwischen den Tempelruinen

war der liebste Spielplatz der Bunsen'schen Knaben und der gewohnte Spaziergang des Rothe'schen Ehepaars. So wurde Rothe's Leben, verglichen mit den kampfreichen letzten Stationen, ein glückliches Idyll, das auch die damals noch heiterere junge Frau dankbar genoß. Namentlich die erste Zeit war eitel Herrlichkeit und Rothe schreibt den Eltern, er sei geneigt, dem Rathe des Wandsbecker Boten zu folgen und jeden Morgen, dem lieben Gott zu Ehren, einen Freudensprung zu machen, so wohl fühlte er sich.

Die kapitolinische Gemeinde also war die neue Welt, der der fünfundzwanzigjährige Prediger nach einer musterhaften Jugend im hochgebildeten Vaterhause und nach einer Zeit wirrer religiöser Krisen in den Entwicklungsjahren, seine erste pastorale Thätigkeit widmen sollte. Daß er seinen Amtsvorgänger Schmieder nicht mehr vorfand, war für Rothe's Selbständigkeit nur ein Glück, denn nun sehen wir ihn aus sich heraus die Umgebung gestalten und seine schöne Natur und sein liebevolles Gemüth, die in Wittenberg und Breslau so mancher Verbildung und Verkrümmung ausgesetzt gewesen waren, konnten sich nun ungehemmt entfalten. Hätte Schmieder ihn eingeführt, so würde Rothe, wie wir ihn kennen, sich verpflichtet gefühlt haben, die von diesem angeschlagene pietistische Redeweise weiter zu geben, so nahm er den Ton auf, der ihm aus dem hochgebildeten Kreise entgegen kam, in den er eintrat, und das erleichterte es ihm, wie er das selbst empfand, ohne alle pietistische Manier und Farbe einfach wieder er selbst zu sein. Die Gemeinde, die er zu pastoriren habe, charakterisirt Rothe dem Vater in kurzen Worten: „Der Gros besteht aus Künstlern. Dazu kommt die Familie des Adjutanten des Prinzen Heinrich, eines Obersten von Lepel, die hannöverische Gesandtschaft, bestehend aus der Familie des Ministers Baron von Reden und dem Legationsrath Kästner, ferner mehrere deutsche Familien, die sich ihrer Gesundheit oder ihres Vergnügens wegen hier aufhalten, wie z. B. jetzt der des Generals Baron von Dörnberg, des Vaters der Gräfin Gröben, einigen deutschen jungen Gelehrten, wie z. B. meiner alten Anfechtung auf der Schule, Herrn Dr. Panofka, und zwei deutschen Handwerksburschen, von denen der eine, ein Webergeselle aus dem Königreich Sachsen, zugleich meinen Küster vorstellt. An die große Anzahl deutscher Professionisten, namentlich Bäcker, die sich hier niedergelassen haben sollen, wie mir in Berlin gesagt wurde, ist nicht zu denken. Alle diese Leute, so weit ich mit ihnen bisher in Berührung gekommen, sind mir mit der freundlichsten Liebe entgegen gekommen und namentlich ist das Haus des Ministers von Reden ein sehr liebenswürdiges Haus.“ Officiell war Rothe nicht sowohl Prediger als Glied der Gesandtschaft; an den Attaché der preußischen Gesandtschaft mußten alle Briefe für Rothe adressirt werden, sonst, sagte ihm Bunsen, werde er sie niemals erhalten. Das treffliche Bunsen'sche Ehepaar aber zeigte seine ganze Liebenswürdigkeit in der Art, wie sie den jungen Theologen und seine unschein-

bare Gattin bei sich aufnahmen. Der junge Candidat hatte sich brieflich von Laibach aus dem Legationsrath noch im Stile seines Breslauer Kreises als Bruder im Herrn vorgestellt, und Bunsen führte nach wenigen Tagen das Du zwischen ihnen ein. „Bunsen," so schreibt Rothe dem Vater, „händigte mir sofort ein Schreiben des Ministeriums ein, daß mir S. Majestät eine Zulage von 200 Thalern bewilligt habe, und führte mich in unser Kirchlein, das so schön ist, daß ich Euch wohl herzlich gern einmal darin haben möchte." Bei den ausschlaggebenden Familien fuhr Bunsen selbst mit Rothe vor und führte den neuen Prediger ein, der mit seinem wohlerzogenen und bescheidenen Wesen überall den besten Eindruck machte. „Rothe ist angekommen," heißt es in einem Briefe Bunsen's, „und wird morgen seine Antrittspredigt halten. Sein Aeußeres ist dem von Schmieder ähnlich und verspricht sehr viel." Von der jungen Pfarrerin, von der die Italiener meinten, sie sei 14 Jahre alt, schreibt Bunsen: „Seine Frau ist ein ganz blutjunges Landfräulein, etwas herrenhutischer Art, aber ganz natürlich, so weit ich bis jetzt urtheilen kann." Für sie war Frances Bunsen ebenso die Helferin in allen Nöthen wie für ihn Karl Josias. „Die Bunsen," schreibt Louise nachhause, „ist eine sehr liebe Frau," die einzige von all den Damen, die sie kennen gelernt hat, die sich um sie kümmert und der sie näher gekommen ist. Auch Rothe bekennt, daß der Verkehr mit Bunsen zu den werthvollsten Momenten seines ganzen Lebens gehöre. In dem täglichen Umgang mit dem lebensfrischen und hochgebildeten Diplomaten wurde der junge Prediger rasch alle jene „Grillen" los, die für seine pietistischen Freunde in Deutschland zu einem frommen Manne gehörten. Das frische Auftreten, die natürliche ungekünstelte Schreibweise Rothe's, die heitere Stimmung der Briefe unterscheiden sich vortheilhaft von dem gedrückten Wesen seiner Breslauer Zeit. Er selbst macht kein Hehl daraus, daß er diese plötzliche Befreiung von aller pietistischen Salbung Bunsen's Beispiel zu verdanken habe, der ihm zeigte, wie man ein ernster Christ und doch ein vollkommener Weltmann sein könne, denn obwohl, wie Tholuck spottet, „höchst galant", stand der junge Legationsrath doch im Centrum der religiösen Bewegung. Der Geist der Freiheitskriege und die Mahnungen seiner orthodoxen älteren Schwester waren nicht spurlos an ihm vorübergegangen und der Umgang mit dem conservativen und von ihm kindlich verehrten Niebuhr hatte ihn vollends auf die Seite der Gläubigen geführt. Namentlich aber seiner Frau bekennt er in dieser Hinsicht viel zu verdanken. Doch mit dem sicheren Takte seiner harmonischen Natur lehnte er alles Excentrische ab. Mit den Zwecken des Wartburgsfestes einverstanden, hatte er doch die begangenen „Unschicklichkeiten und Unbesonnenheiten" mißbilligt. Die kirchlichen Ziele des Königs waren die seinen, und er war innerlich wie nur irgend Einer mit dem Probleme beschäftigt, wie man dem deutschen Protestantismus zu einer wirklichen Kirche verhelfen könne. Die excentrische und

geschmacklose Weise freilich, wie das Conventikelchristenthum in Preußen auftrat, war ihm unsympathisch, und Demonstrationen à la Rudolf Stier oder à la Klaus Harms waren ihm gleichmäßig verhaßt. „Um Gotteswillen," schreibt er, „nicht einen Aufzug gemacht, Reden gehalten und drucken lassen, gechristelt und gefrömmelt, geluthert und gepoltert, dann in 24 Stunden das Tempelchen gebaut und einen Hahn darauf gesetzt, der nach allen Weltgegenden hinkräht; ganz besonders aber neue Kleider angeschafft, neuen Sammt und Kreuze und Titel und Formeln; das gefällt den Leutchen, dann haben sie doch auch etwas gemacht! Schwatzen können sie von Wesenheit, Gottheit und allen heiten auf der Welt . . . Das ist die rechte Freude für Sophisten und Lügner wie Schlegel und Adam Müller, die uns gern alle in des Teufels Rachen sähen, damit wir zu Kreuze kröchen." – Ebenso nüchtern beurtheilt Bunsen die Repristinationsversuche in Sachen des „Bekenntnisses". „Mir kommt es vor," schreibt er, „als versuche man alle möglichen Genieſtreiche, um sich mit den positiven Dogmen abzufinden, mystisch, politisch, philosophisch, historisch, wie es jedem gemäß ist, und am Ende hatten Goethe, Jakobi und ihre Zeitgenossen doch wohl recht, zu sagen: Liebe Leute, mit allem dem Dunste und dem Anlaufe und der Zurüstung und dem Predigen, und der Verachtung unserer Zeit, — was glaubt ihr im Grunde mehr christlich als wir? Waren wir vielmehr nicht weiser oder ehrlicher, es geradezu auszusprechen, daß wir eigentlich keine positive Religion glauben? Ja, sie könnten noch sagen: Wir haben wohl solchen Glauben gesehen und geschätzt, und sind uns bewußt gewesen, daß wir ihn *nicht* hätten, — und dessen könnt ihr euch nicht rühmen." Einen ähnlich freien und aufrichtigen Ton schlug der bei den Liberalen verrufene Diplomat seinen Vorgesetzten und Königen gegenüber an und hat damit mehr Uebles verhindert als viele von den Helden des Princips, die ihn verläſterten. Kein besserer Umgang konnte für den aus dem Hauptquartier jener Religionsmacherei kommenden jungen Prediger gefunden werden als dieser aufrichtig fromme und doch so geistesfrische und geistesfreie neue Freund, den man in Deutschland unter die Pietisten rechnete. Aber auch wissenschaftlich hatte Rothe von dem Verkehr mit Bunsen dauernden Gewinn. Bunsen gehört unter die Leute, denen die Gelehrsamkeit viel verdankt, obwohl sie selbst keine Gelehrte sind. „Vielfach angeregt," schreibt ihm Rothe später im Rückblick auf diese Zeit, „und auf einen völlig neuen Boden gesetzt, traten mir in Dir so viele Ideen in voller Klarheit ausgebildet entgegen, die mir nur erst in schwankenden Umrissen vorschwebten." Imponirt uns doch heute noch, welche Menge von Fäden Bunsen zwischen den Fingern hielt, wie jedes bedeutende Ereigniß in Deutschland und England, in Indien und Amerika ihn innerlich beschäftigte und mit welchem Heißhunger er sich auf alle Wissensgebiete stürzte. Freilich konnte er so ein Gelehrter im strengen Sinne nicht werden, und in

einem Briefe vom 18. Dezember 1827 sagt Rothe ganz direct, daß Bunsen von einem wissenschaftlichen Arbeiten im eigentlichen Sinne des Worts überhaupt keine Vorstellung habe. Ursprünglich Orientalist und als Schüler des Pariser Silvestre de Sacy mit dem Persischen und Sanskrit beschäftigt, denkt er alsbald an eine Geschichte der orientalischen Völker, denen eine solche der abendländischen folgen soll. Hat ihn eine Frage interessirt, so schreibt er sofort ein Buch über sie. Aus dem Umgang mit Niebuhr ist sein Werk über Rom, aus dem mit Champollion und Lepsius das über Aegypten hervorgegangen. Die neuen Funde auf dem Gebiete der ältesten Kirchengeschichte regen ihn zu seinen Studien über Ignatius und Hippolyt an. Bald sitzt er über den Hieroglyphen, bald über den etruskischen Alterthümern, aber in all diesen bunten Studien verfolgt er denselben religiösen Zweck, Gottes Wege mit der Menschheit zu erforschen. So schreibt er im Jahre 1817, in dem er die folgenreiche Feier von Luther's Thesen in Rom veranstaltet hatte, in sein Tagebuch das bezeichnende Gebet an Gott: „Deine Offenbarung in des Menschen Treiben und Streben, Deinen festen Gang im Strome der Jahrtausende möchte ich erkennen, so weit es mir vergönnt ist in diesem irdischen Leibe; der Menschheit freudigen Lobgesang zu Dir in den fernen und nahen Zeiten, ihre Schmerzen und die Klagen der Erde und ihren Trost an Dir möchte ich klar und unbefangen vernehmen. Sende Du mir darum Deinen Geist der Wahrheit, daß ich die irdischen Dinge sehe, wie sie sind, ohne Hehl und Fehl, ohne Menschenzierrath und leeren Schmuck, und daß ich in der stillen, ruhigen Wahrheit Dich erkenne und fühle." Es sind die Grundgedanken des vierzig Jahre später erscheinenden Buches: „Gott in der Geschichte", die hier der Sechsundzwanzigjährige bereits ausspricht. Rothe lebte sich rasch in diesen Ideenkreis seines Freundes ein und wenn wir noch häufig Rothe'schen Gedanken in Bunsen's Büchern und Briefen begegnen, so ist doch eben so klar, daß Rothe's späterer Hauptsatz, Gottes Offenbarung sei nicht im engen Rahmen der Kirchengeschichte, sondern in der gesammten Weltgeschichte zu suchen, ebensowohl auf Bunsen wie auf Hegel zurückgeht. Vor allem aber stimmten beide Freunde in der Hauptsache überein, in der Ueberzeugung von der Nothwendigkeit einer religiösen Wiedergeburt Deutschlands. „Darüber," schreibt Bunsen schon 1821, „war ich schon lang mit mir einig, daß im protestantischen Deutschland keine Kirche existirt; es gibt einzeln stehende fromme Leute, aber die Kirche selbst ist rein verfallen und zerstört, weil kein Glauben mehr darin war. Nun fragt sich so Mancher in unserer Zeit mit stiller Sehnsucht: wie wird die Kirche wieder aufgebaut werden können? Manche sind aus Verzweiflung katholisch geworden, viele wollen ihre und nicht Christi Kirche stiften. Wenige gehen den Weg der ersten großen Reformatoren." Seine eigenen Reformgedanken sind maßvoll; sie zielen auf Sammlung aller Religiösen unter

dem Bekenntniß der Erlösung des Menschengeschlechts durch Christum und auf Erneuerung der Kirchenzucht, die übrigens freiwillig sein und von der Gemeinde ausgehen müßte. Namentlich aber glaubt er, daß durch eine allgemeine Liturgie viel gewirkt werden könnte. Seit er erfahren, welchen Einfluß das common prayer book auf die religiöse Entwicklung so vieler englischer Freunde, auch seiner eigenen Gattin, geübt hat, hält er die sonntägliche Liturgie für ein durch stete Wiederholung höchst eindringliches und wirksames Erziehungsmittel. Dazu ist er überzeugt, daß eine liturgische Wiederbelebung der Kirche die einzige ist, an die man zur Zeit denken kann. Eine neue Liturgie kann man befehlen, alles Andere steht in Gottes Hand. Darin also war er mit seinem Könige einer Meinung. „Nachdem ich," schreibt er, „die Liturgieen der griechischen, römischen, englischen und andern Kirchen studirt hatte, habe ich angefangen, Stoff für eine deutsche, nach den von Luther nicht ausgeführten, aber angegebenen Ansichten zu sammeln." Dafür sollte ihm nun Rothe an die Hand gehn. Mit Freuden ließ sich der junge Prediger auf alle diese Pläne des Freundes ein und ganze Nachmittage sitzen die beiden geistvollen jungen Männer beisammen vor den alten Liturgieen und Liederbüchern.

Die Rückkehr zur eigenen Natur vollzieht sich immer schnell und so gehen Rothe's Briefe aus Rom sehr bald aus einer andern Tonart als die aus Wittenberg und Breslau. Sie sind auch jetzt die Briefe eines frommen, gläubigen Predigers, aber Freudenbezeugungen darüber, daß die Brüder vor der Welt stinken, oder Vertröstungen auf das Neujahr am gläsernen Meere, finden sich, zu Rothe's Ehre sei es gesagt, von da an nicht mehr. Auch die früheren, schwermüthigen Anwandlungen bleiben, wenigstens in der ersten Zeit, völlig aus und die trübe Conventikelstimmung hat zunächst frischer Lebensfreude Platz gemacht. Seine Frau meldet nach Hause: „Richard ist so munter und jugendlich, wie er nie in Deutschland war." Bald rückt er auch seinen Schwägern Heubner und Hahn gegenüber mit der Sprache heraus, daß er manches in der gewöhnlichen Praxis der Erweckten nicht probehaltig gefunden habe, daß nach seiner Erfahrung jene Völlerei im Genusse der christlichen Gemeinschaft zumeist auf Selbsttäuschung beruhe, und daß ein einfacher Bibelglaube mehr Salz und Sauerteig enthalte als zahlreiche Erweckungen. Auch macht er kein Hehl daraus, daß er sich viel wohler fühle, seit er sich die pietistischen Allüren abgewöhnt habe. Er habe im Verkehr mit den Menschen seine ängstliche Scheu verloren und sei unbefangener und sicherer geworden. Als er Tholuck am Schlusse seiner römischen Zeit wiedersah, faßte dieser den Eindruck, den der verwandelte, d. h. zu sich selbst zurückgekehrte Rothe ihm machte, in das ironische Wort: „Du bist ja ein völlig moderner Christ." Dennoch hat diese große Wandlung seines innern Menschen sich mit der Ruhe vollzogen, die seiner harmonischen Natur nun einmal eigenthümlich war. „Nicht

durch einen kampfvollen Bruch," sagt er selbst, „sondern auf die friedlichste Art, durch die sanfteste Euthanasie," sei er den alten Standpunkt los geworden. Er fand, daß was die Kirchenlehre in ihren Dogmen aussprechen wollte, sich viel unmittelbarer und bezeichnender in unserer eigenen Sprache aussprechen lasse und so entschloß er sich, in dieser, seiner eigenen Sprache zu reden. „Nicht der Unglaube, das weiß ich, sondern der Glaube hat mich vom Dogma frei gemacht."

Die Befreiung von der pietistischen Lebensstimmung gelang dagegen nicht so völlig wie die vom Dogma. Was ihm geblieben war von seiner pietistischen Erziehung durch die Berliner und Wittenberger Freunde, das war die grübelnde Selbstprüfung, die ihm manchen guten Tag verdarb und die auch in dem sonnigen Italien zeitweise ihre Schatten über sein von Natur fröhliches Herz warf. Wenn diese Tage kommen, dann hält er sich für einen viel schlimmeren Sünder als alle andern. „Ich gehöre zu denen," schreibt er an Heubner, „die der Heiland in eine sehr strenge Zucht nehmen muß und auch wirklich nimmt. Man denkt das nicht, wenn man mich so von außen ansieht . . . aber in meinem Herzen hat das alles eine ganz andere Gestalt. Ich gehöre nicht zu denen, die der Heiland durch lauter Freundlichkeit zum Gehorsam in seinen Wegen bringen kann." Von solchen Ausbrüchen der Reue und des Verzagens sind viele seiner Briefe an Heubner durchzogen. Während er sein schuldloses Dasein im aufopfernden Dienste der Gemeinde hinbringt, kommen immer wieder Zeiten, in denen er an sich selbst irre wird und er gepeinigt wird von einem Schuldgefühl, das sich doch nur auf seine Verfassung, nicht auf seine Handlungen beziehen kann.

Des jungen Predigers äußere Verhältnisse ordneten sich rasch. Da Rothe Wohnung und Mobiliar seines Vorgängers übernommen hatte, fand das junge Ehepaar ein leidlich eingerichtetes Quartier vor. „Wir wohnen," meldet Rothe den Eltern, „ziemlich im Mittelpunkte Roms und doch können wir in wenig mehr als zehn Minuten völlig wie auf dem Lande sein. Wir dürfen uns nur über das Capitol und Campo Vaccino hinweg durch das Colisäum hindurch und gegen S. Giovanni im Lateran oder gegen S. Stephano rotondo hin wenden, und wir sehen von der Stadt nichts mehr als einzelne malerische emporragende Gruppen mit den schlanksten Pinien, dem eigentlich römischen Baume aufgeputzt." Nur insofern entsprach die Lage seinen Bedürfnissen nicht, als ein wesentlicher Theil seiner Gemeinde, die Künstler, fast ausnahmslos am Pincio oder in der Nähe des spanischen Platzes zu suchen waren, so daß er viel Zeit mit den weiten Gängen verlor. Das Italienische hatte er aus Anlaß von Schlosser's Dante-Abenden in Heidelberg begonnen, dann aber liegen lassen. Auch jetzt mußte er sich selbst weiter helfen. „Ich lese den Bocaccio, dabei mein italienisches Neues Testament, eine italienische Uebersetzung der

englischen Liturgie, und eine solche von Bossuet's Défense de la doctrine catholique, also eine ziemlich buntscheckige italienische Lecture. Da seine Frau kein Italienisch verstand, mußte er auch in den Haushaltungsgeschäften stets den Dolmetscher machen. Leicht hatte diese es gleichfalls nicht, und auf den berechtigtsten Wunsch einer jungen Frau, eine blanke und saubere Haushaltung zu besitzen, mußte sie von vorn herein verzichten. In ihren kindlichen Briefen klagt sie der Schwiegermutter ihr Leid über die Faulheit der Mägde, die ihre schöne neue Wäsche bei dem in Rom üblichen Klopfen auf flachen Steinen ruiniren, und grau und gelb wieder abliefern und die an Arbeit und Reinlichkeit gar nicht zu gewöhnen sind. Ein anderer Schmerz sind die steinernen Fußböden, die sie nicht einmal scheuern dürfe, weil sonst das Wasser durch die Fugen in das untere Stockwerk rinnt. „In Hinsicht der Führung unserer Häuslichkeit," schreibt Rothe den Eltern, „wird es mancherlei Schwierigkeiten geben, und die gerühmte Wohlfeilheit ist ein Phantom. Die Römer sagen selbst, daß in Rom nichts wohlfeil sei als das Brot. Ein besonders theuerer Punkt sind hier die Dienstboten, und das schlimmste dabei ist, daß sie, nach ihrer italienischen Weise, überhaupt gar nicht aufs arbeiten eingerichtet sind. Unsere Theresa ist eine sehr gutwillige, treue, aber schon etwas in den Jahren vorgerückte Person, der das Arbeiten sauer wird. Deutsch spricht sie gar nicht, aber als geborene Piemontesin wenigstens schlecht französisch. Meine arme Louise wird es daher anfänglich etwas schwer haben, aber auch desto eher italienisch lernen; jetzt mache ich immer den Dolmetsch. Es ist aber hier gar nicht daran zu denken eine deutsch redende Person in Dienst zu bekommen." Mit Donna Theresa freilich ging es je länger je weniger. Bei Schmieder's, „die eine etwas wunderliche Wirthschaft geführt haben müssen", hatte sie nur mit den Kindern zu spielen, so verlangt sie, daß für jeden Teller und jede Tasse, die gespült werden muß, ihr eine Aushülfe gestellt werde, und dafür erhält sie monatlich $9^1/_2$ Skudi und täglich außerdem 4 Bajocchi für Brot und Wein. Schließlich wurde sie auch noch grob gegen Louischen und guter Rath war theuer. Frau Bunsen hatte selbst ewige Dienstbotennoth und Rothe schreibt etwas kritisch über sie: „Wenn Frau Bunsen auch noch so gelehrt ist, so versteht sie doch keinen ordentlichen Punsch zu brauen." Da fand sich in der Frau des Landschaftsmalers Faber eine Hülfe in der Noth. Die half dem armen Louischen von ihrem Plagegeist und verschaffte ihr ein Mädchen vom Lande, Angela Raffaelli aus Olevano, das ihr als brav und fleißig bekannt war. Der Abschied von Donna Theresa freilich wurde der jungen Herrin dadurch verbittert, daß dieselbe alles für ihr Eigenthum erklärte, was in dem Schmieder'schen Inventar nicht ausdrücklich aufgeführt war. Was nicht niet- und nagelfest war, und sich leicht verstecken ließ, nahm sie aber auch noch mit, und die Predigersleute ließen sich das gefallen, um nicht vor den päpstlichen

Behörden processiren zu müssen. So kam es, daß die junge Frau, kaum angekommen, sich bereits mit der einstigen Heimkehr tröstet. Zum Glück ist die neue Angela eine fixe Person. Sie singt „wie zehn Nachtigallen" und die Verständigung stellt sich so her, daß die Magd deutsch lernt, während die Herrin es im Italienischen nie weit gebracht zu haben scheint. Ihre „italienischen Nucken" hat Angela aus Olevano freilich auch, und obwohl sie als Kind vom Hause behandelt und zu Spaziergängen und Feuerwerken mitgenommen wird, fühlt sie zuweilen das Bedürfniß längere Tage zu trutzen, wobei dann Rothe durch Zureden und pädagogische Rathschläge an seine Frau den Frieden wieder herstellen muß. Nach einigen Semestern hat denn auch dieses System sich überlebt und da der ewige Mägdeärger die Frau ganz mit Rom verfeindet, willigt Rothe darein, nur eine Aufwärterin zu halten, während für die groben Geschäfte Rothe's Küster, ein stellenloser Weber, als Aushülfe eingestellt wird, den nun Rothe selbst dirigirt. Allzu gemüthlich waren mithin die häuslichen Zustände des armen Rothe nicht, doch rühmt er den Fleiß seiner Frau und ihre Kochkunst und sie erklärt, in der Liebe ihres Richard Ersatz zu finden für alle Noth. „Louise," so schreibt Heubner, „ist in ihren Briefen ganz voll von der unbeschreiblichen Güte ihres Rothe und bekennt demüthig, sich seiner gar nicht würdig zu fühlen. Sie kennt ihren Schatz." Auch er berichtet von ihr nur Liebes und Gutes. Aber Vorzeichen ihrer beginnenden Gehirn- und Nervenerkrankung melden sich doch bereits im zweiten Winter ihrer Ehe. Sie leidet bald an Zahn-, bald an Kopfschmerzen, hat Ohnmachten, Convulsionen und hysterische Krämpfe, die von Jahr zu Jahr sich steigerten und schließlich muß Rothe sich überzeugen, daß der Ursprung dieser Uebel nicht in dem römischen Klima zu suchen ist, sondern „weiter zurückliegt". Im Sommer 1825 fällt sie in einen Typhus, nach dem sie dann eine Weile gesünder ist als vorher. „Wenn ich nicht meinen lieben Richard gehabt hätte, wäre es nicht so gut gegangen," schreibt sie den Schwiegereltern. „Ach was hat der mich gepflegt, Tag und Nacht hat er sich mit mir geplagt." Sie will auch den lieben Gott recht bitten, sie zu einer ordentlichen Liesel zu machen, damit sie ihm seine Liebe vergelten kann. „Ich kann's euch gar nicht sagen, was ich glücklich bin." Auch er war glücklich mit ihr und es macht einen wehmüthigen Eindruck, wenn er schreibt, noch nicht das leichteste Wölkchen habe den Himmel ihres ehelichen Friedens getrübt und er könne sich auch gar nicht vorstellen, wie das jemals der Fall sein könnte. Seine Güte machte das möglich, doch hat man schon jetzt den Eindruck, daß er durch zu große Nachgiebigkeit gegen ihre Sonderbarkeiten die Kranke verwöhnte und sich der Waffen beraubte. So schreibt er dem Vater, am späteren Abende dürfe er sich nicht mehr mit Briefschreiben befassen. „Von meiner Seite ist dieß ein für mich höchst schmerzliches Opfer. Aber meine Louise hat sich so gewöhnt, daß sie durchaus nicht

einschlafen kann, so lang sie mich nicht zu Bett weiß. Nun könnt Ihr urtheilen, mit welcher Herzensqual ich an meinem Tische sitze und arbeite mit dem Gedanken, daß sich das arme Weib, das des Schlafes bedarf, auf ihrem Lager schlaflos abmartert." So kommt es, daß er einen sehr werthvollen Theil seiner früheren Arbeitszeit verliert. Daneben beansprucht sie aber auch am Tag jeden seiner freien Momente für ihren Dienst, so daß er seine langen Briefpausen stets damit entschuldigt, daß ein verheiratheter Mann eben nicht Herr seiner Zeit sei. Wer wollte diese Nachgiebigkeit gegen eine kranke Frau tadeln, aber auf diese Weise wurde er mit der Zeit der lebenslängliche Gefangene einer Geisteskranken. Auch die Last des Haushalts fällt zum großen Theil auf ihn und er muß hitzige Fehden mit den Hausgenossen ausfechten, mit denen sein Vorgänger Schmieder in Frieden ausgekommen war. Allerdings erwies sich ihre erste Wohnung als ungeeignet. Sie hatten dort die Maitresse eines Kanonikus Muti zur Hausgenossin, der die Anwesenheit eines evangelischen Predigers unbequem sein mochte, weßhalb sie durch allerlei Bosheiten ihn zum Ausziehen zu zwingen suchte. Rothe berichtet darüber dem Vater: „Schon lange war unser Wunsch dahin gerichtet, eine andere, uns mehr zusagende Wohnung zu finden. Bei vielen häuslichen Bequemlichkeiten hat unsere bisherige Wohnung theils wegen der Unregelmäßigkeiten der Stuben, theils wegen der Lage des Hauses etwas Düsteres und Unheimliches. Wir haben uns nie in unseren vier Wänden wohl gefühlt. Dazu kommt nun noch die immer steigende Bosheit unserer Mitbewohnerin, der öfter genannten Therese Bartolnoci, die es uns nie verzeihen kann, daß wir nicht Schmieder's System, durch häufige Geschenke ihre Gunst zu erkaufen, fortgesetzt haben, und überdieß ihren lüderlichen Lebenswandel durchschauten, wie sie wohl merkt, ferner die Bestialität neuer Mitbewohner, die seit dem ersten August die erste Etage eingenommen haben, mit der sie gleich zuerst unsere Gartenanlagen zerstörten, die immer nähere Kenntniß unseres Hauswirths als eines Schufts, die immer bestimmtere Ueberzeugung davon, daß unsere sämmtliche Nachbarschaft angestiftet sei, uns in unseren eigenen vier Pfählen zu beobachten. Mit einem Worte, wir mußten uns den Tag über immer über irgend etwas, was in unseren Wohnungsverhältnissen seinen Grund hatte, ärgern." Zum Theil mochten diese Klagen auf Einbildung der kranken Frau beruhen, doch wurde auch ihm der Abschied leicht. Die neue Wohnung lag ganz in der Nähe von Bunsen's Palazzo, dietro la tribuna di tor di specchi, mit dem Ausgang auf den Platz vor ara celi. Der Besitzer, ein päpstlicher Major, der auf's Land ziehen wollte, überließ sein ganzes Haus an die neuen Miether, womit der Wiederkehr ähnlicher Verdrießlichkeiten vorgebeugt war. Der Sorge der Eltern, sie in einem sonst unbewohnten Hause zu wissen, hilft Rothe dadurch ab, daß er eine arme Schusterfamilie unentgeltlich in den untern Stock aufnimmt.

Auch sonst hat der Ueberfluß an Raum die Wirkung, daß er bald armen Reisenden den Aufenthalt in Rom dadurch erleichtert, daß er ihnen freies Quartier gibt, und dann wieder Eleven, die durchaus bei ihm confirmirt werden sollen, in seine Hausgemeinschaft aufnehmen soll. Große Freude macht Rothe sein kleiner Garten, den er mit den hängenden Gärten der Semiramis vergleicht, und aus dem er den Eltern Blüthen in den Briefen beilegt. Mit der Pflege seiner Blumen und Gemüse sehen wir ihn ebenso eifrig beschäftigt wie die Gattin. Die Freude an der Pflanzenwelt, die schon dem Studenten eigen war, hat er sich so bewahrt, aber bei seiner bedrängten Geschäftslage darf es uns nicht wundern, wenn in Rothe's Erinnerungen das, was die Italienfahrer fast allein ausfüllt, eine sehr nebensächliche Rolle spielt. Mit Goethe's „Aufenthalt in Rom" hatte der seine nicht die mindeste Aehnlichkeit. Dennoch ist die Art, wie Goethe's Italien auf ihn wirkte, interessanter als alle conventionellen Empfindungen der Andern, mit denen die Welt ja bis zum Ueberdruß belästigt worden ist. Von dem römischen Winter ist er erbaut. „Wir hatten bisher wunderschönes Wetter," schreibt er, „seit ich hier bin, kaum zwei Regentage, stets den heitersten Himmel, außer der Sonne mitunter recht frisch. Die Römer beklagen sich gewaltig über die Kälte dieses Winters. Gleichwohl finde ich es in meiner Arbeitsstube, die kein anderes Wärmemittel besitzt als die Sonnenstrahlen, nicht zu kalt. Auf der Erde ist alles herrlich grün, aber die Bäume denken noch nicht an's Ausschlagen. Doch vermißt man das sehr wenig, weil Pinien, Cypressen, Oliven und Lorbeer hier den Hauptbaumwuchs ausmachen." So konnten sie sofort in der ersten Empfänglichkeit der Neuangekommenen die Umgebung Roms sich ansehen. Dem liebenswürdigen Bunsen machte es Freude, in seinem Wagen das junge Ehepaar nach allen Hauptplätzen Roms zu führen und den Neuling über die weitläufige Stadt, an deren Beschreibung er damals arbeitete, gründlich zu unterrichten. Im Gegensatz zu den seitherigen Plätzen, die er freilich nur im Winter gesehen hatte, gefiel ihm Rom sofort. „Die Art und Weise, wie sich hier die moderne Welt um die antike gleichsam herumgerankt hat, giebt einen höchst merkwürdigen Eindruck." St. Peters Kuppel imponirte ihm landschaftlich, das Innere ließ ihn kalt. Am Pantheon lernt er, „wie unabhängig das Erhabene und Großartige von der Masse ist". S. Paolo lag noch seit dem großen Brande im vorigen Jahre in Trümmern, ist aber als Ruine besuchter als zur Zeit seiner Herrlichkeit. Die Villa Pamphili auf dem Janiculus mit ihren Steineichen, Wiesenflächen und weißen Rehen erscheint ihm wie ein Feengarten. Die Aussicht von dem Porticus von S. Giovanni nach den Albanerbergen hinüber nennt er sein Lieblingsbild. Draußen bei der Cäcilia Metella bewundert auch er den berühmten Blick auf Rom einerseits und den Soracte anderseits, dessen Schneedecke im Sonnenstrahle glänzt, während der wolkenlose blaue Himmel

auf ihr ruht. „Das überhaupt ist ein Reiz, den Rom nur mit wenigen Städten der Welt theilen mag, dieser unerschöpfliche Reichthum der lieblichsten und mannigfaltigsten Aussichten innerhalb der Stadt selbst. Es kann auch nur bei einer solchen Hügelstadt etwas Aehnliches stattfinden. Auch die Umgebung ist überaus lieblich, die Campagna ein großes Meer kleinerer Berge, die sich aber durch eine Schönheit der Formen, wie sie gewiß nicht kunstgerechter ersonnen werden könnten, auszeichnen."

Die Art des römischen Volkslebens lernte der junge deutsche Pastor zuerst während des Carnevals kennen, aber er konnte demselben keinen Geschmack abgewinnen. „Ich gestehe der Spaß ist mir zu dumm. Kinder können sich nie zu dumm ergötzen, wenn aber alte Leute närrisch sein wollen, so müssen sie es doch mit ein wenig Witz und Humor thun." Von den großen Tagen der römischen Osterzeit gibt er ein gutes Bild bei der Erzählung seines Besuchs der Sixtinischen Kapelle. „Die Sixtina ist nur den Geistlichen und den Fremden an diesen Tagen geöffnet. Römer und Römerinnen werden nicht zugelassen. Die Damen müssen alle ganz schwarz und mit schwarzen Schleiern erscheinen. Ein Wagen drängt den andern. Bald kommt ein Cardinal mit seinen zwei oder drei purpurrothen Pferdegeschirren, drei bis fünf Bedienten, meist in scharlachrothen, mit Gold und Silber besetzten Livreen, angerollt. Dann wieder ein Fuhrwerk mit Engländern, die heute vom General bis zum Lieutenant wieder einmal ihre Uniform hervorgesucht haben, und sich mit ihrem Scharlach neben dem Purpur und Violett der Cardinäle wunderlich ausnehmen, bald ein Geschwader junger Damen, die mit der ungewohnten Trauerkleidung so gut oder schlecht es gehen will koquettiren. Dann hört man plötzlich ein Kalbsfell hinter sich und hinter demselben das Getrippel päpstlicher Landsknechte mit Kragen, Hosen und Federbüschen von allen Farben. Damit mischen sich die Töne, die die nach S. Peter wallfahrenden Pilger mit ihren Stäben auf dem Pflaster machen, ähnlich den Nachtwächtern bei uns. Dazwischen blökt wieder ein Kerl mit seinem Broccoli- oder Salatkorbe. So kommt man nach S. Peter. Magisch beleuchtet die Sonne die beiden reizenden Springbrunnen, die aller Welt in den Vatican hinein zu winken scheinen." Drinnen entfaltet dann die englische Rücksichtslosigkeit ihre übliche Brutalität, aber die Rippenstöße der noch brutaleren Schweizergarde bringt sie rasch zur Raison. Die Kardinäle mit ihren langen Schleppen und die Prälaten in ihren violetten Weiberröcken erwecken nur ein Lächeln bei den Protestanten, bis dann endlich nach dreistündigem Warten die Musik beginnt. Die Lamentationen selbst sind bald ermüdend, da sie sich für 16 Psalmen wiederholen, und das Auslöschen der Lichter, von denen jedes ein Lebensjahr des Heilands bedeutet, machten Rothe trotz dieser Symbolik keinen Eindruck. Dann aber fährt er fort: „Endlich sind alle Lichter bis auf ein einziges auf

dem Sängerchor erloschen und durch die Fenster scheint auch nur noch ein dämmeriges Dunkel herein. Mit einem Male schweben Klagetöne aus der Höhe herab. Das Dunkel verbirgt, woher sie kommen. Es ist ein einziger Ton, aber aus so unzählig vielen Stimmen, die auf die unauflöslichste Weise ineinander geschlungen sind, verflochten — es ist nicht Ein Klageton, sondern aller einzelnen Herzen Klagetöne in ihrer ganzen ungeheuern und gräßlichen Mannigfaltigkeit und doch nur wieder ein einziger Seufzer . . . Die Töne oder vielmehr Tonströme wogen langsam und gehalten, aber in sich selbst voll der mannigfaltigsten Bewegung eine kleine Viertelstunde in einem Tone, der ebenso Empfindung eines absoluten Elends als absolute Ergebung ist, fort. Plötzlich erleuchtet im reinsten Lichte ein Blitz des Trostes die durchsichtigen Töne. Man fühlt es, man fühlt es gewiß, daß es Licht geworden. Während die Seele ihm nachsinnt, fällt unerwartet ein Paukenschlag — und alles ist verstummt. Da blickt wohl ein Jeder einen Augenblick in sein Herz, ob er auch seine Stimme in der allgemeinen Klage vernommen? Man setzt sich allgemein in Bewegung — gesprochen wird nur wenig — schweigend geht man die lange Treppe hinab, die Colonnade entlang; noch lassen die äußern Umgebungen die Seele ungestört in der reinen, übersinnlichen Welt wandeln, in der aller Schmerz geheiligt und zu jeder Schönheit verklärt ist." So haben auch ihn diese wunderbaren Lamentationen tief ergriffen. Nicht minder genau beschreibt er im Mai den feierlichen Zug des Papstes vom Vatican nach dem Lateran, geleitet von der Nobelgarde, den Cardinälen und der ganzen römischen Aristokratie, wobei aber das Volk leidenschaftliche Rufe nach wohlfeilerem Brote ertönen läßt. „Der Papst," berichtet Rothe, „behauptete bei diesem Aufzuge zu wenig persönliche Würde, wiewohl seine große, schöne Figur ihn recht geschickt dazu machte. Aber in seinen Zügen und in seiner ganzen Haltung ist etwas altweibisches."

Im Mai, der schönsten Zeit der Campagna, ließ es Bunsen sich nicht nehmen, Rothe und seine Frau nach Tivoli zu fahren. Nachdem der Tempel der Sibylle und der Wassersturz des Anio bewundert war, ging es nach Vicovaro mit seinen Cyklopenmauern und der schönen Kapelle der Brüder Pisani. Die beiden Freunde erbaute es freilich wenig, daß der Priester des Orts ihnen erklärte, die Kapelle sei ein heidnisches Gebäude gewesen, das die Familie Orsini hierher verbracht habe und die marmornen Engel und Heiligenstatuen seien von Sklaven des Hauses Orsini gearbeitet. Bei einem studierten Mann und Hirten der Gemeinde schien eine solche Ignoranz den deutschen Besuchern unerlaubt. Die Ergebnisse solcher Volksbildner aber stellten sich ihnen in einem sehr aufgeweckten und gewürfelten Knaben dar, der dennoch nicht wußte, wie lange es her sei seit Christi Geburt? Rothe hat dem Vater diesen Ausflug ausführlich beschrieben mit einer ebenso feinen Empfindung für

die Schönheiten Tivoli's, wie mit kräftigem Abscheu für die Verkommenheit der Bevölkerung. Die Toleranz Goethe's für diese Zustände fehlt ihm. Ueberhaupt läßt sich kaum ein größerer Gegensatz der Auffassung Italiens denken als der des jungen Predigers und des ehrwürdigen Dichtergreises, der in Weimar noch immer an den Erinnerungen aus Italien zehrte und der Meinung war, wer Italien gesehen, der könne nie ganz unglücklich werden. Gewiß hat die ästhetische Betrachtung Goethe's viel zum Verständniß von Land und Leuten beigetragen. Aber für Rothe waren diese Bettlerschaaren, die Goethe so humoristisch schildert, eine stete moralische Beleidigung. Ihm blutete das Herz, wenn er sah, wie aus diesen reizenden, begabten Kindern jene zudringlichen Strolche und unnützen Tagdiebe werden, die schon Benvenuto Cellini mit Schmeißfliegen verglichen hat. Die verfallenen Hütten, die niemals gekehrt oder gewaschen wurden, mochten seine Künstlerfreunde malerisch nennen, ihm waren sie die Brutstätten aller Laster. An einem Tage sah er die Haufen zerlumpter Menschen in Albano, Frascati, Tivoli, die noch nie gearbeitet hatten, weil es keine Arbeit gab, am anderen die Malachittische des Papstes, die Heiligenschätze der römischen Kirchen, den Prunk der Hierarchie. Das waren Kontraste, die die Phantasie eines Künstlers anregen mochten, den jungen Prediger entrüsteten sie nur. Eine Verwaltung, die die Bettlerposten an den Kirchen austheilte, die officiell einen ansehnlichen Theil ihrer Unterthanen in ihren Listen als „Bettler" (mendicante) aufführte, deren Beamte selbst ungeniert Trinkgelder forderten, mußte dem Sohne eines preußischen Beamten ein Ekel sein. Er sah bald ein, daß das Italien seiner Romantiker eine fata morgana sei. Dieses Volk scheint ihm glänzend begabt, aber hinter der Lebhaftigkeit, dem Witz und der Kunst der Selbstdarstellung wollte er nichts entdecken als eine unendliche Leere. „Ihr ganzes Leben, das bürgerliche wie das häusliche, ist lediglich auf die Illusion berechnet." Was ihm von den Römern galt, galt ihm aber auch von dem, den Andern so sympathischen Landvolk. Für den malerischen Schmutz der Landorte konnte sich seine reinliche Natur nie begeistern und er blieb dabei, daß das Pittoreske selten das Ersprießliche sei. Wenn die Maler, mit denen er verkehrte, ihn mit ihrem entgegengesetzten Standpunkte belästigten, konnte der sanfte Theologe geradezu in einen drolligen Zorn gerathen, so daß er im Streite nicht einmal die Schönheit der Italiener gelten läßt. Eine gewisse Regelmäßigkeit der Gesichter gibt er zu, aber meist sind sie nichtssagend. „Der enorme Umfang und die unverschämte Fleischigkeit, welche die weiblichen Figuren hier im Durchschnitt schon vor dem 20. Jahre gewinnen, verunstalten die von Hause aus schönsten Figuren. Aber unsere deutschen Rom- und Italien-Narren finden freilich den italienischen Dreck ebenso pikant als die italienischen Gesichter, und werden einst schon in der Heimath dafür Strafe leiden müssen, daß sie das gesunde deutsche Gefühl gegen ein

stinkiges Knoblauchsgesicht italienischen Geschmacks und italienischer Sitte verkauft haben." Ueberhaupt entrüstete es ihn, wenn wackere Deutsche über Zustände und Vorkommnisse lachten, die ihm einfach moralischen Ekel erregten. Unter vielem andern erzählt Rothe's Freund Richter von einem Erlebniß bei Ariccia, wo er seine Staffelei aufgeschlagen hatte. Hart neben ihm lag Tag für Tag ein Bettler: „Ein grobes weißes Bettlaken, in welches er sich gehüllt hatte, fesselte schon von Weitem die Blicke der Vorübergehenden durch die ungewöhnliche Drapirung; außerdem aber erhob er seine heiseren Klagetöne, sobald er Jemand kommen hörte, auf eine so herz- und ohrenzerreißende Weise, daß er damit gar manchen Bajocco aus den Taschen der Vorübergehenden lockte. „Misericordia! o buoni cristiani, misericordia! Io mojo di fame!" Kam nun ein guter Bekannter des Weges daher, so blieb der wohl ein Weilchen bei ihm stehen, und es wurde dann behaglich geplaudert und gescherzt, nach dessen Weggang aber das Klagelied und das Verhungern mit frischen Kräften fortgesetzt. Wenn es Abend wurde, um Ave Maria, schloß er das Geschäft, d. h. er zählte die Einnahme des Tags, band sie in einen Zipfel des Betttuchs in einen Knoten zusammen und zog damit sehr befriedigt heim. Jedenfalls aber stärkte er sich in der Osteria zum Verhungern für den nächsten Tag." Von einer andern, aber nicht minder traurigen Seite lernte Rothe das Leben des Landvolks kennen, als er in der Landschaft bei Grotta Ferrata, wo er mit Freunden das griechische Kloster besuchte, Zeuge war, mit welchen Werberkünsten für die Giftluft der sumpfigen Theile der Campagna die Arbeiter gewonnen wurden, indem junger Wein und die berückenden Klänge der Pfifferari sie willig machten, das Handgeld zu nehmen, obwohl immer ein Drittel der Arbeiter in jenen Gegenden dem Fieber erlag. Sein Mißfallen an diesen Zuständen wurde nicht geringer dadurch, daß die Sicherheitsverhältnisse sich jeden Tag schlimmer gestalteten. Seine besten Freunde Maydall und Richter wären in den Abruzzen um ein Haar dem Brigantenchef Gasparone, genannt Fra Diavolo, in die Hände gefallen, der aus ihrer nächsten Nähe den Padrone eines Casale, ein junges Mädchen und alle Ziegen wegführte. Die Freunde in Rom hatten sich schon ernstlich um die Beiden gesorgt, als sie beim Blumenfeste in Genzano am 24. Juni 1825 zu ihrer großen Beruhigung die Heimkehrenden in der bekannten Ulmenallee trafen. Richter selbst erzählt: „Des Weges ziehend erblickten wir plötzlich Rothe mit seiner jungen Frau nebst andern römischen Freunden. Als sie uns gewahr wurden, gab es großen Jubel, denn die Leute waren in Sorge um uns gewesen, da täglich die erschreckendsten Gerüchte von Beraubungen und Grausamkeiten Gasparones einliefen." Aber ein solches Land konnte doch höchstens ein Engländer schön finden! Rothe hatte damals am Nemisee frohe Tage verlebt und sich beim Blumenfest in Genzano der mit Rosen und Mohnblättern bestreuten Straßen

und der Guirlanden von Haus zu Haus gefreut, die Auge und alle Sinne berauschten und die Bevölkerung in ihrer kirchlich geweihten Fröhlichkeit von der liebenswürdigsten Seite zeigten. Aber solche erfreuliche Momente versöhnten doch mit dem ganzen Zustand des Kirchenstaats nicht. Bunsen, dem die ästhetische Auffassung der Dinge viel geläufiger war, und der als Historiker in dem vor Augen Liegenden immer die ganze Vergangenheit mitschaute, stand in dem Streite der Meinungen mehr auf der Seite der Kunstgenossen. Sogar die Zustände des Kirchenstaats betrachtete er noch lang mit der optimistischen Voreingenommenheit Niebuhr's, der als Doctrinär der Restauration den Staat Consalvi's stets entschuldigte und von der Zukunft das Beste erwartete, falls es den Mächten nur gelinge, die Revolution zu bändigen. Nachdem nun aber der Meister und Patron das Feld geräumt hat, kommt in dem Schüler doch der Protestant und der gesunde Menschenverstand zum Durchbruch und die tägliche Lecture des Giornale ecclesiastico, „das mit eiserner Stirne hellen Unsinn predigt", überzeugt auch ihn, daß von der päpstlichen Verwaltung nichts zu erwarten ist. Denn was ist es, was die beiden Freunde täglich vor Augen sehen? „Frecher Trug, wie er mit tausendfachem Gepränge durch die Straßen und fast über die Dächer hinzieht, traurige Schaaren getäuschten Vertrauens und irregeleiteten Glaubens, die zu Tausenden ihr Heil unter dem bunten Mantel der Siebenhügelstadt suchen, rettungslose Verdrehung und Zerstörung der wenigen Spuren von Wahrheit und Leben durch einen Fanatismus, den keine Gelehrsamkeit mehr zurückhält und durch den oft zurückgetriebene jakobinische Raserei redet" — das waren Thatsachen, die auch den sonst optimistischen Bunsen irre machen mußten, ob Niebuhr wohl daran thue, das Heil in der kirchlichen Restauration zu suchen. Auf Rothe vollends, der noch in Wittenberg unter dem Eindruck seiner geliebten Romantiker für das Mittelalter und Gregor VII. geschwärmt und nicht von dem Protestantismus, sondern von einem regenerirten Katholicismus die Besserung der religiösen Zustände erwartet hatte, wirkten diese Erfahrungen wie ein kaltes Sturzbad. „Wer sich gründlich überzeugen will," schreibt er nach Hause, „daß von der römisch-katholischen Kirche unter keiner Bedingung Heil für die Wiederbelebung der christlichen Kirche zu erwarten ist, und daß ihr völliger Sturz die nothwendige Bedingung jedes Entstehens einer neuen allgemeinen christlichen Kirche ist, daß sich durch bloßes Ausbessern an dem alten Gebäu derselben nicht helfen läßt, sondern nur durch völliges Niederreißen, der komme, wenn er überhaupt weiß, was das Christenthum ist, nur nach Rom." Diese täglichen, peinlichen Eindrücke entleideten ihm bald Italien überhaupt. Die Italiener sind ihm gute Schauspieler, nichts weiter; an die Zukunft ihres Landes hat er keinen Glauben. Ja selbst die italienische Landschaft verlor für ihn im Lauf der Jahre viel von ihrem Reiz.

Wie viele Italienfahrer erfuhr er, daß das Auge schließlich die reinsten Linien der Berge, das fleckenlose Blau des Himmels, die sattesten Farben der Campagna müde wird und nur eines seinen Zauber nie verliert, der deutsche Wald. Nach Heidelberg hat Rothe immer Heimweh gehabt, nach Italien niemals. Was ihm an der italienischen Landschaft fehlte, war das mystische Element. Von der deutschen meint er, es sei ihm unmöglich, sie objectiv zu fassen, weil er mit seinem eigenen Subject in sie eingefaßt sei. „Ich fühle mich mit als Element in diese Natur gehörend." Ganz anders sei es mit der italienischen Landschaft, die sich als Kunstprodukt darstelle. „Darum ist sie auch für den Maler so bequem und geeignet zur Darstellung." Während in der deutschen Landschaft sich die Massen dem Auge nur in großen, nicht entwickelten Umrissen zeigen, ist hier alles klar, und die ganze Anlage und Zeichnung tritt sicher und bestimmt hervor. „Wiederum ein großer Vortheil für den Landschaftsmaler." Aber es ist alles Illusion. „Ihre wesentlichen Bestandtheile wollen immer aus einer gewissen Ferne gesehen sein, und doch sind sie in dieser dem Auge zum Greifen nahe. Jene wunderlieblichen violettrothen Berge, was sind sie in der Nähe besehen als unfruchtbare Steinhaufen? Jene Städtchen, die wie hingezaubert an den Bergen kleben, und so weiß wie Kreidefelsen aus der Ferne leuchten, sind nichts als wahre Cloaken, in denen kein Mensch, dessen Auge irgend für Schönheit und Zierlichkeit Sinn hat, wohnen möchte." So bleibt er dabei, daß die italienische Natur für Leute sei, die malen wollen, nicht aber für die, denen die Natur ein Kleid Gottes ist, hinter dessen Falten sie den Schöpfer suchen. „Des Malers Aufgabe ist, durch wenige Mittel einen bedeutenden Effekt hervorzubringen und diese Aufgabe löst die italienische Natur vor seinen Augen." Aber diese geheimnißreiche, ahnungsvolle Natur, hinter der wir Gott suchen, findet er nicht hier, sondern in den deutschen Wäldern und Bergen. Nur ihre „Thäler weit und Höhen" stimmen uns fromm und er ist sehr zufrieden, daß der liebenswürdige Verfasser der „Ansichten von der Nachtseite der Naturwissenschaft", der Mystiker Schubert aus München, mit dem er sich im Jahre 1826 im Bunsen'schen Hause befreundet, in dieser Hinsicht völlig mit ihm übereinstimmt. Für seinen Freund Richter dagegen, der Italien mit den Augen des Künstlers sah, ist Italien das einzige Land, in dem man hoffen darf, „Schönheit der Linien zu finden, die man in Deutschland selten trifft oder doch sehr vernebelt". Auch das ist nach Rothe ein Mangel der römischen Natur, daß sie keinen Frühling erlebt. „Die Bäume," heißt es in einem Briefe vom März, „fangen freilich an auszuschlagen, Aprikosen, Pfirsiche und Mandeln blühn, und die Erde ist grün wie den ganzen Winter über, aber man spürt doch keine eigentliche Frühlingsempfindung, und ich sehe deutlich, daß man hier den Frühling gar nicht kennt. So entgeht dem Italiener der lieblichste Reiz des ganzen Jahres." Gewiß wolle er,

schreibt er dem Vater, Rom nicht herabsetzen, aber sein gelobtes Land werde Italien niemals werden.

Für so manche Enttäuschung, die ihm Italien bereitet hatte, mußte den jungen Prediger seine Gemeinde entschädigen. Der persönliche Eindruck, den Rothe auf die Gemeindeglieder bei seinen Besuchen gemacht hatte, war der beste und seine Predigtgabe übertraf alle ihre Erwartungen. Sein Vorgänger Schmieder war durchaus geachtet gewesen, aber einen höheren Schwung brachte doch erst Rothe in das religiöse Leben der kleinen Colonie. Der Gottesdienst in der preußischen Kapelle des Palazzo Caffarelli war von Anfang an ein Lieblingskind Bunsen's und seiner streng kirchlichen Gattin. Rothe gefiel die kleine Kirche ganz ausnehmend und er fand die Abendmahlsfeier in so kleinem Raume besonders anheimelnd. „Die höchst einfache Gesandtschaftskapelle," so berichtet der katholische Maler Ludwig Richter, „war früher, wie ihr Urbild in Bethlehem, ein Stall. Vier weiße Wände, ein Altartuch mit Crucifix und zwei Leuchter, einige Reihen Stühle, sammt der kleinen Hausorgel in einer Ecke bildeten das prosaische Interieur. Ein Sängerchor, großentheils aus Künstlern bestehend, hatte sich um die Orgel gruppirt, wo Schnorr, quasi als Cantor an der Spitze, und Hoff, von Hempel, Koopmann mit ihren trefflichen Stimmen ihm zur Seite standen." Schnorr selbst brachte ein Opfer, wenn er, von seiner Arbeit in der Villa Massimi auf's äußerste in Anspruch genommen, dennoch „die Orgelei", wie er sich ausdrückt, auf sich nimmt. Er hofft aber, Gott werde bald einen Andern schicken, denn er eigne sich besser zum Vorsänger. Dazu kam, daß er eine sehr schlechte, schreiende Orgel bedienen sollte, mit der sich Bunsen „von sehr frommen Leuten in Württemberg" hatte betrügen lassen, bis endlich im September 1824 durch den König der Gemeinde ein besseres Instrument geschenkt wird. Mit diesem schlichten Gottesdienste hatte aber Bunsen gewaltige Pläne. Von hier sollte eine völlige Erneuerung des protestantischen Cultus ausgehn und dazu sollte Rothe ihm helfen. Das Bedürfniß, etwas Heimathliches in der Fremde zu finden und das Bewußtsein, als kleines Häuflein in der großen Babel zu leben, hielt die deutschen Protestanten zusammen. „Daß unsere Gemeinde wie eine Oase in der großen katholischen Welt liegt, macht die Gemüther fähiger dazu, sich der Herrlichkeit unseres evangelischen Glaubens bewußt zu werden. Dazu kommt ein höchst glücklicher Umstand, daß unter den hiesigen deutschen Künstlern, sowohl den katholischen, als den evangelischen, gerade die als Künstler ausgezeichnetsten, z. B. unter den Katholiken Overbeck, Begas, Philipp Veit u. A. unter den Unserigen Jul. Schnorr von Karolsfeld, Joh. Fr. Dietrich, Passavant u. A. es mit dem Christenthum vor der Welt unverhohlen ernst nehmen." So kam die religiöse Bewegung in der Malerei, die von St. Isidoro und Casa Bartoldi ausgegangen war, das Nazarenerthum, auch der Wirksamkeit

Rothes zu gut. Aber es ist immer gut, wenn ein Paar neue Augen in die Verhältnisse einer so eigenartigen Gemeinde hereinschauen und man kann Rothe das Zeugniß nicht versagen, daß er sich von dem äußeren Glanze dieser Verhältnisse nicht einmal vorübergehend blenden ließ, und daß er unermüdlich war, dem enthusiastischen Bunsen Wasser unter seinen Schaumwein zu gießen.

Am 11. Januar 1824, indem er das Epiphanienfest nachholte, stellte sich der neue Prediger zum ersten Mal seiner Gemeinde vor. Er hatte bei der Fülle der ersten Besuchspflichten kaum drei ruhige Stunden finden können, um seine Antrittspredigt vorzubereiten. Um so persönlicher und lebendiger war sein freies Wort. Der Festtag bot ihm den schönen Jesajatext: „Mache dich auf, werde Licht," und Rothe bezeichnet an der Hand desselben den Zweck der Erscheinung Christi dahin, Christus kam, „das Getrennte zu verbinden, das Feindselige zu versöhnen und in dem gesammten Reiche der Schöpfung den verlorenen Frieden wieder herzustellen". Ergreifend ist namentlich der Schluß, in dem der jugendliche Pastor in wahrhaft kindlicher Weise um das Vertrauen und die Liebe der Gemeinde bittet, deren Seelsorger er sein will. Seine eigenen Sorgen aber trägt er im Gebete Gott vor: „Mache alles reichlich gut nach deiner Gnadenfülle, was ich in deinem Werke versehe, leite mich an deiner Hand und laß mich wandeln in deinen Wegen." Es klingt etwas von Rothe's eigenthümlicher Innigkeit durch diese kurze Antrittsrede, mit der Schenkel mit Recht den ersten Band von Rothe's Predigten eröffnet hat. Der Eindruck seines ersten Auftretens war der beste. Nachdem er diese Antrittspredigt gehört hatte, schrieb Schnorr am 27. Januar 1824 an seinen Vater: „Unser neuer Pfarrer ist außer dem, daß er ein echter Geistlicher ist, auch ein ausgezeichneter Redner. Seine Antrittspredigt hat alle, die sie hörten, ergriffen. Er heißt Rothe und ist aus Breslau."

Hatte die Gemeinde in der ersten Predigt den ganzen Zauber der frommen Persönlichkeit des neuen Predigers erfahren, so sollte sie durch die zweite vom 18. Januar 1824, für die er sich ruhig hatte vorbereiten können, eine Probe seiner geistigen Bedeutung erhalten. Diese halb allegorische Auslegung des Wunders der Hochzeit zu Cana ist in ihrer Feinheit der menschlichen Beziehungen und ihrer poetischen Verwerthung des Textes eine rechte Probe von Rothe's sinniger religiöser Art. Die Erzählung ist ihm ein Gleichniß des menschlichen Lebens, das durch Gottes Gaben ein Freudenfest sein müßte. „Wir aber wollen an unser eigenes Herz die Frage richten: ist dir dein Leben ein Freudenfest?" Oh wie ist es finster und leer ehe der König der Freude in dasselbe einzieht! Gott hat es an nichts fehlen lassen und die Hochzeitstafel reich gedeckt. „Herz, warum freust du dich nicht dessen mit deinen Brüdern, den heiligen Engeln?" In uns selbst liegt der Grund. „Wir tragen einen Stachel im Herzen, gegen den zu löken schwer wird, und der sich um so tiefer eingräbt, je weiter wir das

Herz der Freude öffnen wollen, den Stachel der Sünde. Das Bewußtsein, unser Kindesrecht an ihn verscherzt zu haben, vergiftet jede Freude im Herzen und ruft uns bei jedem Genusse zu: rühre ihn nicht an. Aber unser Text sagt auch, wer der rechte Freudenbringer ist. Die Gäste von Cana standen erwartungsvoll und Maria klagte: „Wein haben sie nicht!“ Da trat der Menschensohn herein. So ist's. Das Leben ist kein Freudenfest bis der Heiland uns erscheint. Licht fehlte uns bisher, nun ist es da. Dem Gastmahl des Lebens fehlte der begeisternde Wein, er schenkt ihn.“ „Und nicht allein tritt er in den Hochzeitssaal; die Mutter ist ihm zur Seite und die Schar der Jünger. Wenn er sich einer Seele als ihr Heiland zu erkennen gibt, so führt er sie sogleich auch ein in die Gemeinschaft seiner Gläubigen, er führt sie in die mütterlichen Arme der einen wahren allgemeinen, wenn auch unsichtbaren Kirche, er wirbt für sie verschwisterte Seelen, mit denen er sie durch Bande der heiligsten Liebe verknüpft. Andern freilich ist dieser Christus nicht der Freudebringer, sondern der finstere Gesetzgeber. Aber nur der verschmähte Christus erscheint so dem ihn fliehenden Herzen. Wer ihn liebt, hat an ihm den treusten Freund, die Stütze im Unglück; er hat an ihm ein Herz, dem er seine Noth klagen kann. Wohl klingt seine Antwort oft scharf: „Was hast du mit mir zu schaffen, meine Stunde ist noch nicht gekommen.“ Aber auf dieses strenge Wort sollen wir nur Maria's Antwort haben: „Was er euch sagt, das thut.“ Und Eines lehrt unser Text uns zum Trost, daß Gott das Beste uns noch aufbehalten hat. „Du aber hast das Beste für zuletzt verspart,“ sagt der Speisemeister von Cana. Dieses Beste aber, was Gott für uns bewahrt, ist jenes Letzte, das kein Auge gesehen und kein Ohr gehört hat. „Wir sind Gottes Kinder und ist noch nicht erschienen, was wir sein werden. Wir wissen aber, daß wenn es erscheinen wird, daß wir ihm gleich sein werden; denn wir werden ihn sehen wie er ist,“ sagt der Apostel, der uns diese Erzählung aufbewahrt hat.“ In unübertroffener Weise hat Rothe hier die äußere Geschichte benützt zur Grundlage einer geistigen Anwendung ohne sie anzutasten. Auch die unter seinen Zuhörern, die das Wunder nicht glaubten, konnten sich doch der ewigen Wahrheit der Lehre nicht entziehen, und die, die gerade auf das Wunder den Hauptwerth legten, waren in ihrer Auffassung nirgend gestört. Er hatte die Erzählung in dem gleichen Tiefsinn erfaßt, wie sie vom Evangelisten ohne allen Zweifel von Haus aus gemeint war. Hat Rothe in der zweiten Predigt das Leben als ein Freudenfest geschildert, so nimmt er es am folgenden Sonntag, am 15. Februar 1824, von Seiten seiner praktischen Aufgaben. Das Gleichniß von den Arbeitern im Weinberg läßt ihn fragen: „Sind wir Arbeiter?“ Gott könnte die Arbeit freilich selbst thun, aber er hat uns zur Mitarbeit berufen. Seltene, aber selige Ausnahmen sind die, welche schon in kühler Morgenstunde ihre Arbeit im Weinberge beginnen. Doch auch denen,

die erst um die Mittagsstunde des Lebens dessen wahre Aufgabe begreifen, haben seine Zusage: „Ich will euch geben, was recht ist.“ Andere sieht der Hausvater noch nach Mittag müßig stehn und wer mit den Augen des Herrn auf das Treiben dieses Lebens herabsehen könnte, wie würde der sich entsetzen über den Schwarm von Müßiggängern mitten in dem Getümmel des Lebens. Andere haben den ganzen Lebenstag hindurch sich gemüht, aber erst am Abende des Lebens werden sie inne, daß es nur Luftstreiche waren, die sie führten, aber auch ihnen erscheint er noch ehe die Sonne versinkt um die elfte Stunde und kommt dann der kühle Abend so erhält doch jeder den ganzen Lohn. Sollte ihnen der Selbstgerechte den neiden, so spricht der Herr: „Nimm was dein ist und gehe hin,“ denn es ist reine, freie, unverdiente Gnade Gottes nicht Folge unseres Verdienstes, wenn wir erwählt sind. Was aus dieser Betrachtung hervorgeht, daß Jesus die menschlichen Herzens anders eintheilt als die Welt, das ist dann das Thema der folgenden Predigt vom Säemann am 22. Februar 1824. Nach welchem wunderlichen Maße werden doch die Menschen oft gemessen, welche wunderlichen Begriffe von gut und schlecht sind doch im Umlauf! Am Worte Gottes aber brechen sich alle menschlichen Herzen wie die Lichtstrahlen, und je nachdem sie sich in dieser oder jener Richtung an ihm brechen ist die Grundfarbe ihres ganzen Wesens verschieden. Nichts entscheidet sicherer über den wahren Werth des Menschen als die Art und Weise, wie er sich gegen das göttliche Wort verhält. Die zahlreichste Klasse ist nach dem Gleichniß vom Säemann, die das Wort hören und nicht zu Herzen nehmen, das sind die Gleichgültigen. Diesen Leuten ist das Leben ein Spaziergang und nicht eine Reise. Ob sie an ein bestimmtes Ziel gelangen, das gilt ihnen gleich. Nicht zu leben d. h. zu wirken begehren sie, sondern zu genießen. Sich selbst halten sie für den Zweck ihres Daseins, das aber ist der Gipfel der Selbstsucht. Solche Menschen hören freilich das Wort Gottes auch, aber verstehen können sie es am wenigsten. Die zweite Klasse bilden die flüchtigen Herzen. Sie nehmen das Wort auf mit Freuden, aber es schlägt keine Wurzel. Das macht, nicht der Beifall, den unser Verstand dem Christenthum schenkt, nicht Wohlgefallen unseres Gefühls an demselben, nicht einzelne fromme Rührungen machen uns zu Christen, sondern bis in den tiefsten Grund des Herzens muß das göttliche Wort hineinwurzeln, gründlich dasselbe durchwachsen. Die dritte Klasse sind die unlautern Herzen, in denen das Wort unter Disteln und Dornen geräth. Sie haben das Wort aufgenommen, auch Buße gethan, aber sie haben Pflanzen stehen lassen in ihrem Innern, die der himmliche Vater nicht gepflanzt hat und mit unglaublicher Schnelligkeit hat dieses Unkraut die gute Saat überwuchert. Endlich die vierte Klasse sind das gute Land, die rechten einfältigen Herzen. Durch das Sieb des göttlichen Worts haben sie allen schlechten Samen beseitigt, so hören sie das Wort, so trägt es Frucht. Sie haben sich nicht selbst unter-

wunden, ihren Acker zu bestellen, sondern sie haben es dem wahren Ackersmann und Säemann überlassen. Lasset uns danach prüfen, ob unser Acker fein und gut ist, ob wir das Wort nicht nur hören, sondern auch bewahren. Die vierte erhaltene Predigt ist vom Trinitatisfeste 1824 und Rothe weist im Eingang darauf hin, daß nun die Festzeit hinter der Gemeinde liegt. Kein hohes Fest unterbricht die lange Reihe der Sonntage von Pfingsten bis zum 1. Advent. Der Anfang des Kirchenjahrs gleicht der Jugend des natürlichen Lebens, in der sich Freuden auf Freuden, Feste auf Feste drängen; er gleicht der Jugend des geistigen Lebens, das im Rausche der ersten Liebe nichts von den Trübsalen ahnt, durch welche wir in's Himmelreich eingehn. Aber bald folgt auf jene das lange Alltagsleben, dessen einzelne Abschnitte gewöhnlich Denkmale unserer Sorgen und Leiden, gleichsam als Grenzsteine, bezeichnen. Und auf die fröhliche Jugend des Glaubens folgt das mühselige, arbeitsvolle Mannesalter. Auch diese Zeit wird eine selige Zeit sein, wenn wir erleben, was der Trinitatistext von Nikodemus lehrt, die Wiedergeburt. Zum ersten Mal vernehmen wir in dieser Predigt deutliche Worte des Protestes gegen die rationalistische Deutung der neutestamentlichen Begriffe. Wiedergeburt ist nicht eine bloße moralische Ausbesserung des Menschen, sondern eine völlige Umschaffung. Durch Geburt entsteht etwas, was vorher nicht war. Der Wiedergeborene ist eine neue Creatur. Diese Neugeburt steht aber eben so wenig in des Menschen Macht wie die erste. Die Wiedergeburt beginnt mit der ersten ernstlichen Regung der Buße. Sie entwickelt sich weiter zur bestimmten Erkenntniß der Sünde, zum Glauben an den Sünderheiland, zu brennender Liebe zu ihm und zu dem Leben in ihm durch den heiligen Geist. Vollständig wiedergeboren ist hier auf Erden Niemand und nur Schwärmer halten sich dafür. Immerhin ist das eine stark durch rationale Auffassungen hindurchgegangene Darstellung des Dogmas, das ihm Kottwitz, Tholuck und Heubner gepredigt, aber die Antithese gegen die rationalistische Verflachung des paulinischen Lehrbegriffs ist doch unverkennbar. Eine halb allegorische Textauslegung ist dann wieder die Predigt vom 1. August 1824 über das Speisungswunder, das lehrt, daß die Kirche Christi nicht ohne Trost ist. „Sie haben nichts zu essen," müssen auch wir von dem Volke in unseren Tagen klagen. Das gilt schon materiell und es gilt auch geistig. Den Herrn jammert aber seines Volkes. Wieviel Brote habt ihr? „Sieben und ein wenig Fischlein." So ist doch noch *etwas* vorhanden und seiner Wunderkraft wird es gelingen aus dem Wenigen ein Vieles zu machen. Ein Bild der feinsten Beobachtung der gewöhnlichen Kirchgänger ist die Predigt über Pharisäer und Zöllner vom 24. August 1824. ‚Der Pharisäer *stand*.' „Wie schildert ihn die Schrift so treffend in dem einzigen Wörtlein! Steif und leblos steht er vor Gott, der große Heilige. Wer ein Auge hat für Schönheit, der wendet sich weg. Dagegen seht des Zöllners Bild, wie

sein Fuß bebt, da er, der Sünder, den geheiligten Boden betritt. Wie auch das Auge in Furcht und Demuth durch Fliehen den sucht, nach dem sich sein Herz sehnt. Das, Freunde, ist das Bild eines Sünders, der dennoch fromm ist, und wer will leugnen, daß es ein schönes Bild ist. Wollt ihr die höchste Schönheit finden, so sucht sie bei der Frömmigkeit. Lasset euch nicht schrecken durch mancherlei Zerrbilder christlicher Frömmigkeit, wie sie wohl in unserer Zeit uns oft entgegentreten. Nur die schöne Frömmigkeit ist wahr und nur die wahre schön."

Um die Art und Weise Rothe's kennen zu lernen, werden diese Proben genügen. Sie zeigen, daß der große speculative Theologe auf der Kanzel alle Speculation zur Seite ließ und sich schlicht und einfältig auf die Bedürfnisse der Herzen beschränkte. Und das werden wir wohl als den Gewinn seiner pietistischen Periode betrachten dürfen, daß der Schüler Daub's und Hegel's in jener Krise gelernt hat, daß zur Erbauung nicht speculative Gedankengänge, nicht geschichtliche Reflexionen dienen, sondern daß der Prediger sich an das Gewissen und an das Gemüth zu wenden hat und seine Phantasie und Erfahrung ihn die Anwendung auf die verschiedenen Beziehungen des Lebens lehren muß. Alle Speculation aber ist im Gottesdienste nur vom Uebel. Diese Weise machte den jungen Prediger denn auch seinen Hörern je länger je mehr lieb und vertraut. Im Frühling des folgenden Jahres schreibt Schnorr an seinen Vater: „Rothe hat jetzt wieder eine Reihe von Predigten gehalten, die ihn nur der heilige Geist kann gelehrt haben." Wenigstens eine dieser Predigten aus der Passionszeit 1825 hat sich erhalten, über das schöne Thema: „Der Heiland ist dir gemacht zur Weisheit; in seinem Lichte siehest du das Licht." Jedesmal, wenn die Passionszeit anbrach, hielt Rothe in den Abendstunden nach Ave Maria besondere Betrachtungen über das Leiden Jesu und diese Vorbereitung trägt so gute Früchte, daß schon an Ostern 1824 über 50 Communicanten das Abendmahl bei ihm nehmen. Die Gemeinde fand, daß der neue Pfarrer sehr originell predige und daß ein so umgänglicher Pastor für sie eine neue Bekanntschaft sei. Denn den ernsten Seelsorger sehen wir zugleich als fröhlichen Jugendgenossen alle Freuden der Künstlerwelt theilen.

Das Verhältniß zu seiner kleinen Gemeinde war mithin das beste, aber dornenlose Rosen wachsen nicht einmal in Rom. Rothe's Plage war zunächst das Vagantenwesen, mit dem er sich täglich herumzuschlagen hatte. Sein Hauptziel mußte sein, diese meist verkommenen Leute wieder auf den Heimweg zu bringen, um aber wenigstens etwas für ihr Seelenheil zu thun, gab er ihnen gern Erbauungsschriften mit auf den Weg. „Ich fühle hier sehr," schreibt er an Heubner, „das Bedürfniß kleiner erbaulicher Schriften. Besonders reisenden Handwerkern, die sich schaarenweise aus der Gemeindekasse

von mir ein Viaticum holen, möchte ich so gerne außer dem klingenden noch ein anderes, das vielleicht einmal im Herzen klingt, mitgeben". Für die ansässigen Handwerker führte er eine Christenlehre, auf Grund des Luther'schen Katechismus ein, doch scheint die Einrichtung nicht lang bestanden zu haben. Bei der Gewissenhaftigkeit, mit der er die Verhältnisse all der zahlreichen „armen Handwerksburschen" untersucht und jedem Einzelnen nachforscht, geht ein großer Theil seiner Zeit auf diese Armenpflege. Dazu kam noch die Aufsicht des Krankenhauses und die Menge von Krankenbesuchen bei Schwindsüchtigen, die man nach Rom geschickt hat, damit sie nicht zu Hause sterben. Mit der größten Gewissenhaftigkeit spendet Rothe allen seinen Trost und ist bei manchen täglich ganze Stunden. Mehr als eine Einladung nach Frascati in Bunsen's Villa oder nach Olevano zu dem Sommeraufenthalte der Künstler lehnt er ab, um seine Kranken nicht allein zu lassen. Was das bedeutet, wird aus Tholuck's, seines Nachfolgers, Beschreibung klar, der unbedenklich für die drei heißen Monate Bunsen's Einladung nach Frascati annahm und sich begnügte, am Sonnabend nach Rom zu fahren und nach dem Spital zu sehen und nach gethaner Predigt am Sonntag in die kühlen Albanerberge zurückzukehren. „Nicht der Grad der Hitze ist es, was erdrückt," schreibt Tholuck, „sondern ihre Dauer. Einhundertundzwanzig Tage lang kein Regen und kein anderer als blauer Himmel . . . Wer kann, eilt des Morgens um fünf spazieren, und um sieben zieht man dann, bereits von Schweiß bedeckt, heim. Sonst füllen sich am Abend nach zehn Uhr und bis gegen Mitternacht die Spaziergänge. Die Fensterläden sind von acht Uhr bis gegen Abend dem Tageslicht verschlossen und jede Hand, die man im Dunkel drückt, schwitzt." Rothe urtheilt selbst über die große Plage des Scirocco viel gelassener. „In voriger Woche," schreibt er, „haben wir auch einige Tage den berüchtigten Scirocco gekostet. Diese Luft ist für die Lunge, was abgekochtes Wasser für den Gaumen. Mir ist er aber nicht so sehr zuwider, Louisen gefällt er recht wohl. Das Schlimmste ist das arge Geklapper, das er mit Fenster und Thüren macht, die in Italien bekanntlich nicht besser passen als bei uns die Commißuniformen auf den Rücken der Rekruten." Der nervöse Tholuck dagegen klagt, der Scirocco komme gleich einem übelriechenden Brodem daher gezogen, der den Athem nimmt, wie der Dampf des Schlots, den der Wind dem bereits Seekranken auf dem Dampfschiff in's Gesicht treibt. „Er löst die Kraft der Sehnen, macht die Glieder schwer und treibt das Blut durch die Adern. In den Stunden liegen Hunde und Katzen wie todt am Boden und Pferde bekommen oft den Koller." Das alles machte der zarte Rothe fünf Sommer lang durch, ohne in seinen Briefen an die Eltern auch nur die leiseste Klage verlauten zu lassen. Das Opfer war aber um so größer als die Maler und die Gesandtenfamilien, die den Kern der Gemeinde bildeten, in den heißen Monaten abwesend waren, so daß die

Zahl der Kirchgänger in dieser Zeit, wie Tholuck berichtet, zwischen achtzehn und sechs schwankte. Eine gewisse Wehmuth spricht freilich immer auch aus Rothe's Berichten, wenn er meldet, wie mit dem Eintreten der Hitze Bunsen nach Frascati, Richter und Maydell nach den Sabinerbergen, Faber's nach Perugia, der dahin und jener dorthin entschwinden und er allein in dem heißen Rom zurückbleiben muß. Aber seinen Predigerpflichten und der Pflege seiner Kranken opferte Rothe sich gern. Schwerer empfand er dagegen Ansprüche, die viele hohe Herrschaften, in ihrer naiven Unkenntniß von der Kostbarkeit der Zeit an den mit ernsthaften Verpflichtungen überhäuften Prediger stellten. Der menschenscheue und hypochondrische Prinz Heinrich von Preußen, der die Kirche nie besuchte, fand für nöthig, den Prediger dadurch schadlos zu halten, daß er ihn wöchentlich zu vierstündigen Diners einlud, und der natürliche Bruder des Königs, Graf von Ingenheim, glaubt dann auch in dieser Auszeichnung des geistlichen Standes nicht zurückbleiben zu dürfen. Zu den Diners des Prinzen findet sich gelegentlich die ironische Bemerkung Rothe's: „Der Champagner war wie gewöhnlich das beste"; dagegen hat Excellenz Ingenheim trefflichen Rheinwein, der nach den Italienern schmeckt, „wie Dr. Martin Luther auf Magister Philipp Melanchthon". Der Prinz war ein Gelehrter und saß den ganzen Tag über den Büchern, so daß selbst sein Adjutant ihn nur bei Tisch zu sehen bekam. Aber seine Unterhaltung scheint nicht sehr ausgiebig gewesen zu sein, da Rothe dem Vater schreibt, auch das lange Regenwetter sei zu etwas gut, denn der Prinz habe nun doch etwas, worüber er mit seinen Gästen reden könne. Noch gefährlicher für Rothe's Zeit war eine andere Fürstlichkeit. Bekanntlich hatten die Bonaparte's, die in dem restaurirten Europa nirgend mehr eine Heimath fanden, sich zu dem heiligen Vater nach Rom verzogen und der jüngst verstorbene Pius VII. war der Einzige, der für den Mann auf S. Helena, der ihn einst so schimpflich behandelte, ein gutes Wort bei den englischen Ministern einlegte. Unter ihnen hatte Madame Jerome Bonaparte, Prinzessin Katharine von Württenberg, eine besondere Stellung, da sie gläubige und fest überzeugte Protestantin war. Als Gemahlin des Exkönigs von Westphalen war sie aber der Meinung, sie könne „aus politischen Gründen" nicht in die preußische Gesandtschaftskapelle, und durch ihr fortgesetztes Bitten setzt sie es durch, daß Rothe ihr in ihrem Palais sonntäglichen Gottesdienst hielt, wofür sie ihn mit dem Titel eines Hofpredigers entschädigen will, den er natürlich ablehnt. Auf die Frage des Vaters, welche Emolumente ihm sonst aus dieser Last erwachsen würden, gibt er die Antwort, dieselben dürften höchstens in einem „kleinen artigen Geschenke bei seiner Abreise" bestehen. Einige Entschädigung erhielt er dann doch, aber er hielt seine Predigt im Grunde nur für die eine Dame, denn die Hofdame, die eine Deutsche war, war katholisch, der Kammerherr, der Protestant war, war ein

Franzose, der kein Wort deutsch verstand. Es gehörte Rothe's Herzensgüte dazu, sich mit der gnädigen Aufmerksamkeit der einen Person genügen zu lassen. Rothe schätzte sie aber persönlich und mochte wohl auch Mitleid mit ihrer vereinsamten Lage empfinden, denn ihr Gemahl, der Exkönig „Immer lustik", war meist abwesend. Erscheint er dann einmal in Rom, so wird der Rothe'sche Gottesdienst abbestellt. Ihre Kinder aber, darunter der zweijährige Prinz Plon Plon, werden natürlich im katholischen Glauben erzogen. Wie die Herzogin besondern Gottesdienst, so mußte die keineswegs sehr begabte Tochter des niederländischen Gesandten gesonderten Confirmationsunterricht haben und nach Schluß desselben bittet sie Rothe auch noch, um ihr Interesse zu beweisen, um schriftliche Ausarbeitung seiner Vorträge, d. h. er muß für die vornehme Confirmandin ein eigenes Buch schreiben, eine Arbeit, die ihn Monate lang in Anspruch nahm. Der Hamburger Maler Koopmann, dessen Confirmation zu Hause versäumt worden ist, holt dieselbe in Rom nach, was Rothe um so mehr anstrengt, als der Mann nahezu taub ist. Auch die bekannte Fertigkeit der Künstler im Borgen macht ihm viele Noth und er erfährt, daß das Geld die Treppe viel leichter hinabgeht als wieder herauf. „Die Herrn Künstler," schreibt er dem Vater, „haben fast nie Geld und sehen mich als einen Mann an, der bis über die Ohren im Vollen sitzt, und dessen Amtspflicht es überdieß sei, zu geben, wo man es verlangt. Es versteht sich, ich kann von zehn nicht Einem dienen. Aber was soll ich nun machen, wenn ich über das nächste Bedürfniß hinaus Geld daliegen habe und es kommt Einer meiner näheren Bekannten zu mir, von dem ich weiß, daß er ohne sein Verschulden in peinlicher Verlegenheit ist und bei seiner hiesigen Abgeschnittenheit sonst Niemanden hat, der ihm daraus helfen könnte? Ich müßte keinen Funken Glauben an die Wahrheit des Worts haben, dessen Diener ich bin, wenn ich nicht aufschlösse und borgte, wie ich eben kann." Im Uebrigen ist er mit dieser fröhlichen und geistig empfänglichen Künstlergemeinde ganz zufrieden. Seit er von den Studienfreunden in Heidelberg Abschied genommen, hatte Rothe mit preußischen Pastorensöhnen, Wittenberger Candidaten und Breslauer Amtsbrüdern, und darunter mit recht wunderlichen Heiligen, leben müssen. Für den täglichen Umgang waren Schnorr, Richter, Maydell doch ausgiebiger als Candidat Stier und Candidat Gründler und nach dem Wittenberger Kloster war ihm das muntere Völkchen der Künstler in Rom eine große Erfrischung. „Ohne frischen Muth," schreibt er noch in der Ethik, „gibt es keinen Künstler und keine Empfänglichkeit für die Kunst. Eine Schlafmütze ist nicht zu brauchen im Kunstleben."

Aber auch die Künstler ihrerseits wußten, was sie an Rothe hatten. Das beweist die Freundschaft für's Leben, die gerade die Bedeutendsten mit ihm schlossen. In erster Reihe ist hier zu nennen: Julius Schnorr

von Carolsfeld. Beiden Theilen hat dieser Bund charakterbildende Elemente zugeführt und in Schnorr's Bilderbibel ist er, man darf wohl sagen der Menschheit zu gut gekommen. Julius Schnorr aus Leipzig, der Bruder des zum Katholicismus übergetretenen Ludwig Schnorr, theilte mit den andern Kunstgenossen die lückenhafte und autodidaktische Bildung, über die Rothe bei seinen Künstlern klagt. Schon den zwölfjährigen Knaben hatte der Vater bei großen öffentlichen Arbeiten verwendet, so daß an die Stelle einer regulären Schulbildung bei seinem steten Wanderleben eine genial zusammengeraffte Millefleuresbildung getreten war. Auch als Künstler war Schnorr Autodidakt. Erst hatte er der jugendlichen Vorliebe für das Pathetische und Pomphafte gehuldigt bis die Schlichtheit und Innigkeit der alten Niederländer ihm eine Wendung auf das Innerliche gaben. Die seitherigen michelangelesken Versuche vernichtete er jetzt als hochtrabend und schwülstig. Die Richtung der Nazarener beeinflußte ihn eine Weile, ohne daß er, wie sein Bruder Ludwig, katholisirende Neigungen verspürte. Sein „Princip" nannte er, niemanden lästig zu fallen und nach Italien zu gehn. So arbeitete er seit 1818 in Rom, wo er von dem Verkaufe seiner kleinen Arbeiten an die Fremden lebte. Obgleich von Overbeck vielfach gefördert, bewährte er seinen festen Charakter, indem er alle Angriffe auf seinen lutherischen Glauben kräftig zurückschlug. Der Marchese Carlo Massimi ertheilte ihm auf Empfehlung von Cornelius und Overbeck den Auftrag, seine bei dem Lateran gelegene Villa mit Darstellungen aus Ariost's Rasendem Roland auszuschmücken, in dem gleichen großen Stile, in dem Cornelius und seine Genossen die Casa Bartoldi ausgemalt hatten. Da wurde er 1815 so heftig von dem römischen Fieber gepackt, daß er die Arbeit abgeben mußte. In heißen Gebeten fleht er zu Gott um Genesung, aber „als Antwort" wird er immer kränker. Erst als 1821 Del Fratte, der italienische Künstler, starb, der an seine Stelle getreten war, konnte Schnorr seine alte Aufgabe wieder an sich nehmen. Seit 1819 hatte ihn Bunsen im Oberstock des Palazzo Caffarelli aufgenommen. Er bewohnte da ein niedriges, aber sehr großes Zimmer mit der herrlichsten Aussicht über Campo Vaccino, Colosseum und Lateran bis zu der blauen Kette der Sabinerberge. Hier war es, wo ihn Rothe kennen lernte. Bald war er Rothe's festeste Stütze in Sachen des Kirchenchors und zugleich der Vermittler für den Verkehr mit den übrigen Protestanten unter den Künstlern. Schon als Rothe am 28. Januar 1824 seinen ersten Geburtstag begeht, ist Schnorr der einzige Freund, der zu demselben zugezogen wird, und bei dem ersten römischen Punsch, den Frau Louise bereitet, kräftig auf die Lieben in Deutschland anstößt. Zuweilen besuchten die drei Freunde, Rothe, Richter und Maydell, den gefeierten jungen Maestro in der Villa Massimi. Dort trafen sie ihn auf dem Gerüste liegend, immer frisch und fröhlich und es war eine Freude, wie es ihm von

der Hand ging. Sein Rinaldo, der mit seinen Reitern über das Blachfeld stürmt und die Heiden vor sich hertreibt, war ihm ein vergnüglicher Ausdruck seiner eigenen überquellenden Kraft. Aber auch für Rothe's Kapelle war Schnorr als Organist und Vorsänger unersetzlich, denn wie sein Sohn, der berühmte Tristansänger, war Schnorr ungewöhnlich musikalisch begabt. Da Rothe ihn in Bunsen's Palazzo stets zur Hand hatte, machte er mit ihm und Bunsen öfters Ausfahrten und Ausflüge, bei denen sich beide immer näher kamen. Schnorr selbst rechnet sich unter Rothe's „Kirchkinder", und Rothe ihn zu den Lehrern, die ihm für ächte Kunst das Auge geöffnet haben. „Der brave und liebenswürdige Schnorr," ist Rothe's stete Bezeichnung für den zuverlässigen und opferfähigen Freund, der sich gern in seinen Briefen als harmlosen Naturburschen gibt, dabei aber die feinsten Bemerkungen hinstreut. „Ich fege am ehsten vor der eigenen Thür," so charakterisirt sich Schnorr selbst, „habe ich da aber ehrlich und rechtschaffen gekehrt, dann dreh ich im Fall der Noth den Besen um und schlage drein, wenn man uns ungerechterweise oder die Sache angreift." Ist er selbst einmal daran, eine Dummheit zu machen, dann ist's ihm, „als guckte der liebe Gott plötzlich zum Fenster heraus, was der Schnorr da unten wieder treibt", und dann macht er, daß er weiter kommt. Auch Gelingen und Mißlingen der Arbeit steht ihm in Gottes Hand. „Er hat uns alle am Zügel, bald hält er einen zurück, daß man meint, er sei nicht mehr derselbe, bald läßt er einen vorschießen, daß man meint, er sei mehr als er wirklich ist." Das ist so ganz in Rothe's Sinn gedacht. Daß die Künstler einer Seelsorge ganz besonders bedürfen, ist auch Schnorr's Meinung, denn er verhehlt sich nicht, „daß die Mehrzahl von denen, die sich Künstler nennen, unnütze und untüchtige Burschen sind, denen man kräftig entgegenarbeiten muß, statt sie zu unterstützen". Wie er im Umgang mit Rothe und Bunsen sich zu tieferem Nachdenken über die letzten Zwecke der Kunst angeregt fand, lesen wir in den Betrachtungen, die er seinem Bibelwerke vorausschickte: „über den Beruf und die Mittel der bildenden Künste, Antheil zu nehmen an der Erziehung und Bildung des Menschen". Praktisch geübt hat er diesen Beruf in eben dieser „Bibel in Bildern", die in vielen Tausenden von Exemplaren Eingang in den weitesten Kreisen gefunden hat und deren Gestalten, mit Schnorr's Einwilligung, Johann Wilhelm Schirmer als Staffagen seiner herrlichen biblischen Landschaften verwendete. Wer Abraham's Bild, wie er das gelobte Land erblickt, einmal gesehen hat, den wird es durch's Leben begleiten. Den innigsten Umgang mit der Schrift zeigen alle diese Gestalten. Eine große Reihe seiner Compositionen ist unter Bunsen's und Rothe's Augen im Palazzo Caffarelli entstanden. Seinem Freunde Rothe war Schnorr's Christusgestalt außerordentlich sympathisch und er schreibt ihm gelegentlich: „Auch zu Dir wird Christus einmal sagen: ‚Ich bin nackt ge-

wesen und Du hast mich gekleidet.'"*) Es waren durchaus originelle Skizzen, eigenthümlich erfaßt und in großem Styl gedacht, kräftig in Tusche und mit der Feder durchgeführt. Namentlich der Sonntag ist dieser leichten Arbeit gewidmet, „versteht sich ohne den Gottesdienst zu versäumen". Bald diese, bald jene biblische Scene gab Schnorr in diesen genialen Federzeichnungen wieder. Die einzelnen Blätter wurden dann an Reisende verkauft, aber Schnorr behielt eine Pause und aus diesem Vorrath erwuchs dann sein großes Bibelwerk, an dem namentlich Frances Bunsen großen Antheil nahm. Als Schnorr 1851 bei Bunsen in London, ein lieber Gast, verweilte, brachte dieser den Entschluß in dem Meister zur Reife, das alte Project nun in vollem Umfang und selbständig auszuführen, nachdem er bereits 1843 bei Cotta's Bilderbibel mitgearbeitet hatte. Die Dankbarkeit, die er Rothe lebenslang bewahrte, beweist, wie viel von der religiösen Stimmung, die diese Blätter athmen, der Künstler Rothe's Predigten und täglichem Umgang verdankt.

Ein ähnliches Band knüpfte sich mit dem Schweden von Maydell, der in Rothe's Nachbarschaft in dem ärmlichen Hause einer einsamen Straße beim Campo Vaccino sein Atelier aufgeschlagen hatte. Ebenso abseits vom Wege lag seine streng allegorisch asketische Richtung. Er hatte als russischer Ingenieuroffizier den Feldzug gegen Frankreich mitgemacht und war nun zur religiösen Kunst übergegangen. Seine äußere Erscheinung hatte etwas halb Studentisches, halb Militärisches, aber an Lebenserfahrung und innerer Selbständigkeit war der frühere Offizier den Freunden voraus. Er hörte sich gern reden und die Briefe des jungen Schweden sind geschriebene Predigten, die einem Maler wunderlich zu Gesicht stehn. Jeden Sonnabend versammelte er die Erweckten zu religiöser Lectüre, wobei er ihnen mit Vorliebe aus den dicken schweinsledernen Folianten der Walch'schen Lutherausgabe vorlas. Namentlich die Luther'sche, noch halb katholische Auslegung des Magnificat macht dem Katholiken Ludwig Richter Eindruck. Auf diesen hatte der schwedische Edelmann großen Einfluß gewonnen. Maydell brachte ihn zu Rothe's Gottesdienst mit und durch ihn gerieth Richter eine Weile in Gefahr, der symbolischen Kunst zu verfallen, statt der populären, in der er so viel erreicht hat. Er malte jetzt Allegorien „Durch Kreuz zum Licht", aber seine eigene starke Natur brach doch bald wieder durch, so daß er der dämmernden, mysticirenden Richtung des Schweden den Abschied gab. Wer seinen „Brautzug im Maienwald" in Dresden gesehen hat, begreift auch, daß solche Lebensfreude sich nicht dauernd in asketischen Regionen festhalten ließ. Dagegen war Maydell's Gebiet entschieden das mystisch Religiöse und sein Bild: „Christus erscheint der Magda-

*) Brief an Schnorr vom 3. Juni 1829. Sammlung der Dresdner Königlichen Bibliothek.

lena im Garten", wurde von den Freunden sehr bewundert. Auch er gehörte zu denen, die als Maler die Seele suchten. Dichter war er gleichfalls.

„Jerusalem, Du Himmelsstadt,
Nach Dir steht all mein Sehnen.
Nach Dir schau ich so früh als spat,
Nach Dir die Augen thränen,"

so beginnt eines seiner frommen Lieder. Ein guter und anregender Gesellschafter, lebte der junge Sonderling in seiner von Fremden eher gemiedenen als gesuchten Gegend in stiller Sammlung und sah Menschen nur, wenn es ihm paßte. An Rothe aber schloß er sich so innig an, daß dieser ihn „als halb zu seinem Hause gehörig" betrachtet. Auf allen Künstlerausflügen in die Berge war stets Maydell Rothe's Führer. Auch ein Bild seines geliebten Predigers hat Maydell im Jahre 1826 gemalt, um bald darauf zu Rothe's großem Bedauern Rom zu verlassen. „Einen unserer liebsten Freunde, einen vortrefflichen christlichen Mann," nennt ihn Rothe in einem Briefe an Heubner. „Er kann und wird Euch gern von unserer Gemeinde und Häuslichkeit mehr Details erzählen als irgend ein Anderer. Ich fühle seinen Verlust sehr schmerzlich." Am engsten hatte Maydell sich mit Richter befreundet, an dem er auf seinen Spaziergängen einen willigen Hörer für seine Predigten fand. „Ich laufe jetzt herum wie ein Duett, dem die zweite Stimme fehlt," schreibt er am 27. Juni 1826 an Richter. Aus demselben Briefe entnehmen wir, daß Rothe damals schon den Freunden in nuce seine ganze spätere Theorie entwickelte, die Offenbarung Gottes sei nicht in der Kirchengeschichte, sondern in der Weltgeschichte zu suchen. „Es ist wohl sehr richtig," schreibt Maydell, „wie unser alter Rothe neulich sagte, daß die ganze Welt die eigentliche Kirche Gottes ist, die Anstalt, durch welche Er die Menschen zum Himmelreich bildet. Wir sehen deutlich, wie die Begebenheiten in der Weltgeschichte, die Fortschritte in profaner Erkenntniß, die Ausbildung des Menschengeistes durch Kunst und Wissenschaft immer zu hellerem Lichte im göttlichen Worte führen und die Menschen empfänglicher für die Tiefen desselben machen. Ja, es wäre deutlich nachzuweisen, daß solche Erscheinungen von ausgedehnterer und dauernderer Wirkung gewesen sind, als das Licht einzelner Erweckungen, mit denen der Herr hie und da einzelne Seelen heimsucht, die als etwas für sich Abgeschlossenes und Vollendetes wenig Einfluß auf den großen Strom hatten. Der Herr führt seine Menschen durch die gewaltigen Wogen der Zeit einem sicheren Ziele entgegen, dem wir uns als Weltbürger nicht vermessen entziehen dürfen. Dies ist der Schade, den die Separatisten der Welt gethan haben, daß sie sie zum Widerstande reizten und dadurch vom Ziele, das sie in ruhigerem Flusse eher erreicht hätte, abhielten. Wer die Welt reizt, macht

sie widerspenstiger, als sie von Natur gewesen wäre." So rühmt es Maydell an Rothe's freiem Standpunkt, „daß die Gegenstände von ihm sich deutlicher zeigen, so daß wir uns nicht mehr gestatten, die großen Wege Gottes in der Geschichte nach unserer schwachen Erkenntniß zu beurtheilen". Diese Erkenntniß will der Schwede aus Rothe's Predigten nach seiner Heimath am Mälarsee mitnehmen. Auch ein anderes Wort aus der Sonntagspredigt sendet er dem abgereisten Freunde nach: „Rothe sagte letzt, die Menschen könnten es gar nicht glauben, daß Gott sich zu ihnen herabgelassen habe und wollen vor allen Dingen zu ihm hinauf erhoben sein. Statt sich zu exaltiren, sollten sie lieber schlichtweg Gehorsam suchen." Ein solcher seelsorgerlicher Dämpfer mochte für den aus altem Schwärmerblut entsprossenen Schweden wohl zeitweise nöthig sein.

Der Dritte im Bunde Rothe's mit von Maydell war, wie dieser Brief zeigt, Ludwig Richter. Sohn eines unbemittelten Kupferstechers in Dresden, hatte Richter von einem großmüthigen Freunde für drei Jahre ein Reisestipendium von 400 Thalern erhalten, mit dem er in Rom seine Studien vollenden sollte. Er war schon in seinem zwölften Lebensjahre aus der Schule genommen worden und so ging ihm, bei seiner fragmentarischen Bildung, noch mehr als Schnorr im Umgang mit Rothe ein neues Leben auf. In Rom, wo man gewöhnt war, daß die Protestanten in die katholischen Kirchen gingen, fiel es den deutschen Katholiken schwer, ruhig mit anzusehen, daß ein katholischer Landsmann sonntäglich Rothe's Kapelle besuchte. Er selbst berief sich darauf, daß er aus einer gemischten Ehe stammte. Die Eltern hatten ihn protestantisch taufen lassen, dann aber hatten ihn die Katholiken reclamirt, und nach dem sächsischen Landesgesetze mußte er in der Religion des Vaters gefirmt werden. Dann konnte er nach erreichter Mündigkeit sich halten zu wem er wollte. Zeitweise von einer tiefen Gottessehnsucht heimgesucht, und dann wieder in vollem Indifferentismus dahinlebend, überfiel ihn in Rom, wo die religiöse Controverse in den Künstlerkreisen eine so große Rolle spielte, die Frage nach Gott mit beängstigender Gewalt. „Ich weiß nicht," schreibt er, „woher es kam, daß jetzt öfters in stillen Stunden eine Sehnsucht in mir erwachte, etwas Festes zu gewinnen, worauf ich Verlaß haben könne . . . Ich hatte das Gefühl eines einsamen Schiffers auf dem Meere, der ohne Compaß und Steuer von Wind und Wellen getrieben wird; am Himmel Nacht und keine leitenden Sterne." In dieser Zeit fielen ihm Stilling's „Jugend- und Wanderjahre" in die Hand und des Pastors Wort fällt ihm auf die Seele: „Lieber Vetter, all unser Moralisiren ist nicht einen Pfifferling werth. Wenn der Mensch nicht dahin gelangt, daß er Gott mit einer starken Leidenschaft liebt, so hilft ihm alles Moralisiren nichts und er kommt nicht weiter." So gestimmt lernt er den eifrigen Lutheraner Ludwig von Maydell kennen, der ihm mit seinen

blauen Augen, straffen blonden Haaren und dem deutlichen Schwedentypus schon längst aufgefallen war. Der neue Freund bestimmt ihn, Rothe's Predigten zu hören, und sich an den Samstagabenden bei seiner Lutherlecture zu betheiligen. Bald gewann er den Eindruck, daß diese protestantischen Freunde in ihrem Glauben an Gott und an Christum, den Heiland der Welt, den Mittelpunkt ihres Lebens gefunden hätten, während er im Leeren stehe. Im Umgang mit Rothe findet er Frieden und das Neujahr 1825 begrüßt er mit dem Ausruf: „Das Alte ist vergangen, siehe es ist Alles neu geworden." „Rothe," so berichtet Richter noch als achtzigjähriger Greis, „war damals ungefähr sechsundzwanzig Jahre alt. Schlicht, anspruchslos in seiner Erscheinung, athmete sein ganzes Wesen eine Liebe und Demuth, eine Wahrhaftigkeit und Treue, die von ihrem lauteren Ursprung damit zeugten, daß sie fern von jedem äußern Schein und frei von aller Manier waren. Erkannten wir die Tiefe und den Gehalt seines reichen Geistes in seinen Predigten, so gewann er die Herzen je länger je mehr durch sein einfaches, herzliches Wesen. Kurz, Alles in ihm war die Frucht seines mit Gott in Christo verborgenen Lebens." Den neuen Freund zum Proselyten zu machen, lag Rothe völlig fern. Richter blieb Katholik, aber in seinem beliebten Holzschnittcyclus „Unser täglich Brot", erinnert das Schlußbild über den Spruch: „Dieses ist das Brot, das vom Himmel kommt und der Welt das Leben gibt" an Rothe's Lieblingsevangelium und eines seiner Lieblingsworte. Auch Richter's „Beschauliches und Erbauliches", „Sonntag", „Vater Unser", die frommen Illustrationen des Jugendkalenders, sein Anschluß an Worte des evangelischen Prälaten Hebel und an Luther's Bibelübersetzung zeigen, daß er in Rothe's Umgang die bleibendsten Anregungen empfing, wie er das ja auch in seinen Lebenserinnerungen auf das Nachdrücklichste ausgesprochen hat. Als Richter's römische Tage abgelaufen waren, begleitete Maydell den Freund bis zum Kloster S. Oreste bei dem Monte Soracte. Zum Abschied überreichte er ihm ein Büchlein, in das er und Rothe auf dreißig Seiten Schriftstellen eingetragen hatten, die sich ergänzten und erklärten, darunter Rothe's Lieblingsspruch: „Wir sehen jetzt durch einen Spiegel in einem dunkeln Wort, dann aber von Angesicht zu Angesicht." Für die Art des Verkehrs der Freunde untereinander ist auch das bezeichnend, daß Maydell dem Abgereisten schreibt: „Weißt Du wohl, daß ich mir einen Vorwurf mache, daß wir am letzten Abend, den wir in Regnano zusammen waren, das gemeinschaftliche Nachtgebet versäumten? Mir fiel es, als ich den andern Tag allein zurück ging, ein und kam mir wie ein schlimmes Vorzeichen für Dich vor, als würde die Reisezerstreuung Dich zum Oestern davon abhalten." Auch Rothe's Gedanken begleiteten den Freund mit seinen Sorgen. Richter hatte in der letzten Zeit gekränkelt und die Rothe's fürchteten, sein Vorsatz, zu Fuß zu reisen, könne ihm schaden. So verfielen sie auf ein

eigenthümliches Mittel, ihn an allzu großen Märschen zu verhindern. „Die theuern Rothe's," erzählt er, „in deren Hause ich so viel Liebes und Gutes empfangen hatte, fügten beim Abschiede noch einen neuen Beweis liebevoller Fürsorge hinzu, indem sie mir einen kleinen schwarzen Reisegefährten bescheerten, ein Hündlein, das mich bei seiner Vorstellung sehr treuherzig ansah und sich dadurch zu empfehlen suchte, daß es mit dem Schwänzchen wackelte und mit einiger Unterstützung der lieben Geber sich auf die Hinterpfoten setzte und dabei süßsauer lächelnd die Zunge herausstreckte. In der That war mir in der Folge der kleine vierbeinige Römer — Piccinino war sein Name — wie Rothe's beabsichtigten, ein guter Mahner, wenn die Zeit kam, den Tagesmarsch einzustellen, indem er durch Hinlegen andeutete, daß es nun des Laufens genug sei." Auf der Reise erhielt der kleine Piccinino stets das Andenken Rothe's bei Richter lebendig und auch er hatte seine Reiseabenteuer. Auf dem Sustenpaß stellte sich ein riesiger Bulle den Wanderern entgegen und Piccinino schmiegte sich ängstlich an die Füße seines Herrn. Kaum aber hatten sie die Gefahr hinter sich, so galoppirte der tapfere Römer voraus und bezeugte seine Courage durch lautes, herausforderndes Bellen. Schließlich dictirte er Richtern noch einen Brief an die römischen Freunde, der so geistreich war, daß Maydell schreibt: „Bitte applicire Piccinino einen Kuß für seinen geistreichen Brief, über den wir sehr gelacht haben, bis auf Faber's Mops, der sich beleidigt fühlt." In Dresden trat Richter den früheren katholischen Freunden wieder näher, aber das Andenken an Rothe pflegte er bis zu seinem Lebensende und noch am Abend vor seinem Tode brachte er, wie sein Sohn berichtet, das Gespräch auf Richard Rothe und den in Rom um Rothe geschaarten Freundeskreis.

Von den andern Malern erwähnt Rothe den Historienmaler Adolf Zimmermann aus der Lausitz als eine christlich gesinnte Seele. Auch er war wöchentlich mehrmals ein lieber Gast in Rothe's Haus und hat durch drei Jahre treu zur Kapelle gehalten. Später erschien er in Heidelberg bei Rothe als Bittender. Er hatte sein Glück in Düsseldorf versucht und war anfänglich von Schadow gefördert worden. „Nachmals aber," schreibt Rothe an Hahn, „als man erkannte, daß an ihm ein Proselyt für den Katholicismus nicht zu gewinnen sei, hat man ihm seine dortige Existenz so sehr erschwert, daß er zuletzt sich entschloß, seinen Stab weiter zu setzen." In tiefe Noth gerathen, wendete er sich 1845 an Rothe, der ihn seinem Schwager Hahn in Breslau empfiehlt, die dortigen Verwandten möchten ihm Zeichenstunden und Aufträge für Portraits verschaffen. Die Empfehlung scheint seine Rettung gewesen zu sein, denn er wird später in Breslau als geschätzter Portraitmaler erwähnt. Seine größeren Bilder ziehen biblische Stoffe vor: Jakob ringt mit dem Engel, Christus zu Emmaus, Ruhe in Egypten u. s. w.

Dem, was Rothe den Malern gab und was in Schnorr's und Richter's religiösen Bildern Gestalt und Form gewann, stand aber auch die Förderung gegenüber, die Rothe seinerseits aus dem täglichen Umgang mit Kunst und Künstlern schöpfte. Man erkennt diesen Einfluß an jenem Abschnitt seiner „Anfänge der christlichen Kirche", der den Theologen so paradox erschien, in dem er ausführte, der Cultus des vollendeten Gottesstaats werde identisch sein mit der Kunst. Der Cultus der Vollendung müsse die Mittheilung des Gefühls unter der Form des Gefühls an das Gefühl sein, dieser Forderung aber entspreche unter allen Formen des menschlichen Handelns nur die Kunst. Alle Kunst, auch die weltliche, beruht ihm auf Andacht, denn ohne diese komme auch ein weltliches Kunstwerk nicht zu stande. Der Unterschied zwischen beiden ist nur der, daß die religiöse Kunst das Gottesgefühl, die weltliche das Naturgefühl ausspricht. Aber eine Kunst, die ausschließlich das Gottesgefühl aussprächе, wäre eine schlechte, asketische, byzantinische; ein profanes Bild ohne Gottesgefühl wäre ohne Andacht, also schlecht. Niemals wird die eine Richtung ohne die andere bestehen können. „Ihre Vollendung und Einheit aber wird der Cultus sein, die totale Gemeinsamkeit des Gottesdiensts, in welcher alle andächtigen Functionen auf der einen Seite und alle künstlerischen auf der andern Seite zur organischen Einheit zusammengefaßt sind." Es mag sein, daß über diese Aussicht, den kirchlichen Cultus durch die andächtige Kunst zu ersetzen, seine Maler in Rom ebenso den Kopf schüttelten wie in Wittenberg nachmals seine Theologen; jedenfalls bezeugen diese Träume aber, wie hoch Rothe jetzt das Kunstleben stellte, das ihm in Wittenberg und Breslau ziemlich fremd geworden war. Ehrt es ihn, daß er gerade mit den unstreitig bedeutendsten deutschen Kunstgenossen in ein so nahes Verhältniß kam, so gereichte es ihm selbst ebenso zur Befriedigung, daß er das herkömmliche Mißtrauen der Bohême in der Künstlerwelt bald überwand, die gewohnt war in jedem Pastor einen Streber oder Heuchler zu sehen. Diese Leute konnten schließlich ihren Respect doch einem jungen Geistlichen nicht versagen, der statt den Führer für vornehme Herrschaften und berühmte Reisende zu machen, seine Mittage im evangelischen Spitale bei kranken Handwerksburschen oder armen Schwindsüchtigen in ihren dumpfen Krankenstuben zubringt, seine Wohnung mit jungen Leuten theilt, weil sie ohne seine Beihülfe sonst ihren römischen Aufenthalt allzusehr abkürzen müßten, der eine unbemittelte Schusterfamilie unentgeltlich bei sich aufnimmt und einen beschäftigungslosen Handwerker als Diener anstellt, obwohl er ihn ebensogut entbehren könnte. „Man kann von keinem verlangen," schreibt Rothe an Heubner, „daß er es Einem so von vorn herein auf's Wort glaube, man suche nicht das Seine. Wenn man aber eine Zeitlang unter den Leuten gelebt hat, und es Einem gelungen ist, sich durch der Leute lobendes oder achselzuckendes Urtheil weder aus seinem Gange heraus noch in einen

falschen menschlichen Eifer hinein bringen zu lassen, jedermann Ehrerbietung zu erweisen, dem sie zukommt, aber sich um niemandes Gunst zu bewerben; wenn die Leute anfangen mit Händen zu greifen, daß Einem jeder Wunsch fremd ist, über seine beschränkte Sphäre hinaus sich zu erheben oder zu wirken, daß man weder dadurch seiner Eitelkeit dient, daß man der Welt huldigt, noch daß man sie verachtet, daß man für seine Person gar nicht bemerkt, gelobt und geschmeichelt sein will, daß man vom Leben nichts anderes erwartet als Arbeit, Entbehrungen und Plagen und für sie keinen Dank, weder von Menschen, noch von Gott, als ob man von diesem etwas besonderes zu erwarten habe, als daß er Einen zu Gnaden annehme, daß es einen nicht befremdet und stört, wenn Einem mancherlei dazwischen kommt, daß man wirklich Demuth gelernt hat: wenn dieses Alles die Leute allmählich merken, so fangen sie doch zuletzt an, Einen nicht mehr für einen Schwärmer zu halten, fassen Vertrauen und Achtung zu einem, und würden im Grunde herzlich gern mit Einem tauschen." So stolz diese Schilderung klingt, sie ist das treuste Portrait, das von Rothe gezeichnet werden könnte, und weil er so war, genoß der noch so junge Prediger einer ganz außerordentlichen Verehrung, nicht nur bei der Frauenwelt, das kommt öfter vor, sondern bei der ganzen männlichen Kunstgenossenschaft. Eine Reihe von Aeußerungen der Maler Koopmann, Julius Schnorr, Ludwig Richter, Nik. Hoff, Joh. Thomas preisen einstimmig „den herrlichen, lieben, hochbegabten Mann", der ihnen viel zu früh entführt worden ist. Wie der Kreis einer Angelica Kauffmann dem heimgekehrten Goethe, so trauerten diese Kunstgenossen Rothe nach, der im Mittelpunkte ihres geistigen Lebens gestanden hatte, und man erkennt das Licht, das von ihm ausgegangen, an dem glänzenden Reflex in ihren Briefen.

Daß Rothe für einen solchen intimen Freundschaftsverkehr Zeit und Kraft fand, ist um so bewundernswerther als er sich namentlich in den guten Reisemonaten in einer wahrhaft bedrängten Geschäftslage befand. Wer, wie es zuweilen geschehen ist, Rothe zum Vorwurf macht, daß er um die römischen Alterthümer und die Kunst der Renaissance sich kaum kümmerte und nur an den Werken der lebenden Künstler, die ihn umgaben, ein wärmeres Interesse nahm, der lese nur den Geschäftsbericht an die Eltern, bei denen er stets seine Säumigkeit im Briefschreiben zu entschuldigen hat. „Montag," schreibt er, „Confirmationsunterricht bei Reinhold, Dienstag Kirchengeschichte bei mir, gewöhnlich bis spät in die Nacht, Mittwoch Abend Wochengottesdienst in der Kapelle mit Auslegung des Johannesevangeliums, Donnerstag Abend Unterricht bei Reinhold, Freitag wieder Kirchengeschichte bei mir. Der Tag geht nach Abrechnung von Besuchen, nothwendigen Gängen und unnöthigen Abhaltungen gut und gern mit der Vorbereitung auf diese Dinge hin. Bei manchen Kranken mußte ich mich stundenlang aufhalten. Rechnet man dazu noch die

Plage, die ich mit dem ganz abscheulichen Bettelvolk habe, so ist sehr begreiflich, daß das Briefschreiben oft von einem Posttage zum andern verschoben wird." An Weihnachten 1825 hatte er drei Predigten zu halten, des Morgens in der Kapelle, des Mittags bei Madame Bonaparte, am Abend wieder Vorbereitung für die Communion am folgenden zweiten Weihnachtstag. Daß sich der Gesandtschaftsprediger bei dieser Geschäftsüberlastung gegen die zeitraubende Geselligkeit möglichst ablehnend verhielt, ist zu begreifen, aber man würde irre gehn, wenn man den jungen Mann sich darum als verschüchterten Theologen vorstellen wollte. Er war gesucht in der Gesellschaft. Gleich im ersten Winter schreibt er dem Vater: „Heute hatten wir Hofdienst. Zu Mittag waren wir bei Reden, dann bei Herrn von Lepel, der dem neu angekommenen Grafen von Ingenheim, Excellenz und natürlichen Bruder des Königs zu Ehren ein Fest gab. Wir können nicht anders sagen: diese Leute kommen uns mit ausnehmender Freundlichkeit und einer wirklich herzlichen Theilnahme entgegen. Ich habe bis jetzt das Glück ihnen und der Gemeinde in einem Grade wohlzugefallen, der mir durchaus unerklärlich ist." Zu den vielen Einladungen kam dann die bekannte römische Plage des forestiere. Der evangelische Geistliche wurde von vielen Landsleuten und allen durchreisenden Pastoren besucht, unter denen namentlich die Americaner ihn am unbescheidensten als Fremdenführer in Anspruch nehmen, während unter den deutschen Theologen, die ihm tagelang auf der Stube liegen, zuweilen die unausstehlichsten Schwätzer sind. Reisende, die für ihn gar kein Interesse haben, erscheinen bei ihm mit Empfehlungsbriefen von Leuten, die er kaum dem Namen nach kennt, und wünschen sich seiner als Auskunftsbureau oder Führer zu bedienen. Auch seine Predigt wird vielen Gelegenheit, sich in sein Haus einzudrängen. Er meldet es immer mit einem Seufzer der Erleichterung, wenn wieder ein Verehrer glücklich den Weg nach Neapel angetreten hat, obwohl dann oft die neue Plage erwächst, daß sie nunmehr, wie der uns von Berlin her schon bekannte Geheime Finanzrath Semler, brieflich ihre schönen Gefühle ihm widmen. Zwar faßt er zuweilen den Entschluß, „sich von losen Schwätzern, mündlichen und schriftlichen, keine Minute stehlen zu lassen, und wollten sie auch zu ihrer Erbauung schwätzen und conversiren, sobald nicht der Beruf verpflichtet, sie anzuhören", aber wo sollte er dann im concreten Fall die Grenze ziehen? Mit einer Art von Galgenhumor erzählt er dem Vater, ein schlesischer Dichter Kopisch habe ihn jüngst zur ersten Vorlesung seines neusten Dramas befohlen. „Derartige Taufhandlungen rechnet man hier auch mit zu meinen Amtspflichten. Glücklicher Weise mußte ich schon nach dem ersten Akt zum Prinzen Heinrich und brachte von dort so viel Langweile und Verdrießlichkeit mit, daß ich mir für die übrige Zeit zur Noth das Lachen verbeißen konnte." Ein ähnliches Bild des Belagerungszustands, in dem er sich befindet, gibt ein Brief vom 30. März 1828. „Außer den

ohnehin gehäuften Arbeiten habe ich zwei Domkandidaten aus Berlin, Hohenhorst und Arndt, der auch ein Mal mein Nachfolger werden sollte, hier, und einen Kandidaten Kunz aus Neapel und erwarte täglich ebendaher einen vierten Collegen Namens Gündel. Da weiß ich denn manchmal nicht, wo mir der Kopf steht." Je bekannter er wurde, um so mehr steigerte sich natürlich diese Plage. „Ich komme," schreibt er dem Vater, „hier immer je länger je mehr zu einer Menge Bekanntschaften von Durchreisenden, die zu gar nichts führen, den Leuten, die sie suchen, nichts helfen können und mir die edle Zeit rauben." Bald hat er sich zum Grundsatz gemacht, auch an den ausgezeichnetsten Leuten ruhig vorüber zu gehn, „denn zum Ansehen und um sich voneinander zu erzählen, sind die Menschen nicht auf der Welt". Nicht ebenso leicht konnte er der ausgedehnten Geselligkeit im Bunsen'schen Hause entrinnen, die Rothe einfach als „Zeitraupenfraß" betrachtete, an der er aber „Schanden halber" Antheil nimmt, denn bei officiellen Diners darf der Gesandtschaftsprediger nicht fehlen und zu solchen brachte jede Woche neue Gelegenheiten. Wenn der geschwätzige Semler, dessen Briefe Rothe schließlich nicht mehr beantwortete und dessen Besuchen er nach Möglichkeit aus dem Wege ging, nach seiner Rückkehr nach Berlin schlechtweg erklärte, Rothe sei ein trefflicher Mensch, aber „nach Rom paßt er nicht", so ist damit eben Rothe's ablehnende Stellung gegen diese zeitraubende Geselligkeit gemeint, die ihm und Andern geradezu ideal erschien. Auch Richter, dessen Tagesarbeit mit Sonnenuntergang gethan ist, ergeht sich in begeisterten Schilderungen der Bunsen'schen Gesellschaften, die Rothe verwünscht. Die Edelsten aller Nationen, meint Richter, drängten sich in Bunsen's Salon. „Ich erinnere mich des von den Freiheitskriegen her berühmten Generals von Dörnberg nebst seiner Frau und sehr schönen Tochter, die von Künstlern als das Ideal einer deutschen Jungfrau im Gegensatz zu schönen Römerinnen gepriesen und bewundert wurde; ferner des feinen Kunstkenners Legationsraths Kestner, Sohn von Werthers Lotte; des Dichters Kopisch, der Familie Perthei, des Hofmalers Hensel. Manchmal hörte ich in den Soiréen schöne altitalienische Gesangstücke vortragen, die Baini, der Kapellmeister der Sixtinischen Kapelle, Bunsen mitgetheilt hatte. Beide verkehrten viel miteinander, denn Bunsen war damals eifrig mit liturgischen Arbeiten beschäftigt." Dazu kamen dann weiterhin die vornehmen englischen Bekannten der Familie Waddington, und immer wieder neue Sterne der Wissenschaft, Politik und Kunst, die der Gesandte nicht ignoriren konnte. Da waren Savigny, Röstell, Olfers, Dörnberg, Ranke, von Willisen, Graf York, Monod, Graf Usedom, Graf Platen, Bellermann, Waagen, Radowitz, Erskine, von der Gröben, Champollion, Lepsius, Rumohr, Leopardi und wer noch alles. Rothe aber hat dafür nur den Stoßseufzer: „Für mich ist eine große Plage, was für andere eine der größten Annehmlichkeiten Roms ist, daß nämlich alle

Augenblicke ein reisendes Genie ein Paar Monate hier zubringt. Das soll nun genossen werden und die guten Leute meinen es herzlich gut, daß sie immer an allen Ecken und Enden dazu verhelfen wollen." Der schlimmste Gast war Neukomm, Kapellmeister des Fürsten Talleyrand, der für Frau Bunsen eine miraculöse Orgel aus Paris verschrieben hat, die in Frances' Briefen eine große Rolle spielt, und den Rothe, sammt seinem Instrumente, auf den Blocksberg wünscht. „Neukomm," schreibt Rothe, „nennt seine Orgel orgue expressiv', denn sie will all die unendlichen Biegungen, Modulationen, Dämpfungen, Dehnungen et c. des Tones, welche der Menschenstimme zu Gebote stehn, nachahmen, ist aber ein fatales Nervenpulver. Wenn Neukomm, der drei lange Abend hintereinander derselben lauter Kuhreigentöne entlockte, noch länger hier geblieben wäre, so hätte er mit Hülfe des Scirocco uns alle glücklich in Wasser aufgelöst." Noch ergrimmter ist der junge Prediger über die Archäologen, diese römische Landplage, die mit ihrem Streit über Quisquilien den Andern den Genuß der Alterthümer und die kostbare Zeit verderben. So meldet er am 8. Juli 1826: „In diesem Augenblick haben wir zwei andere Wunderthiere hier, die sich gern einander auffressen möchten, wenn sie könnten." Es sind das Champollion und Seyffert, die mit ihren ägyptischen Controversen Frau Bunsen alle Stuben vollschreien, während Rothe im Stillen denkt: ‚Hoc vult mundus nugas'. Aegypten scheint ihm nur eine Gelegenheit, sich in seichtem Geschwätz zu ergehn. Sogar nach dem Breslauer Wollmarkt sehnt er sich in solchen Augenblicken, in die gesunde Beschäftigung der Landwirthe. Nur heraus aus diesem überbildeten Treiben! „Der Erde Gewinn ist allerwärts. Wer sein Feld baut, der ist ein König", sage der weise Salomo.

Natürlich fehlte es neben den lästigen Besuchern doch auch nicht an erfreulichen. So ist ihm eine Bekanntschaft, die er bei Bunsen machte, ein Gewinn für's Leben geworden, nämlich die mit der liebenswürdigen Familie Schubert. Der Erforscher der Nachtseite der Natur verband mit der feinsten gesellschaftlichen Bildung eine innige Frömmigkeit in der Rothe sympathischen pietistischen Ausgestaltung. Sehr bald schlossen sich beide eng aneinander. „Schubert," schreibt Rothe, „ist einer der einfachsten und liebenswürdigsten Menschen, die ich kennen gelernt habe, eine lebendige Predigt, wie der Glaube an Christum das göttliche Ebenbild in uns wieder herzustellen und aus einem schwermüthigen, ängstlichen Menschen ein frisch blühendes, fröhliches, einfältiges, Gott und Menschen wohlgefälliges Geschöpf zu machen vermag." Namentlich, daß Schubert in die Italien-Vergötterung der Andern nicht einstimmt, ist Rothe sehr nach Sinn und er freut sich schon darauf, auf der Heimreise in Deutschland bei dem neuen Freunde einzusprechen. Durch diese Häufung der verschiedenartigsten Pflichten war die angebliche römische Sinecure für Rothe

zu einem recht aufreibenden Amte geworden und er war immer froh, wenn die Sommerhitze kam und Rom entvölkerte. Wenn die Andern meinten, sie müßten ersticken, dann konnte er aufathmen. Immerhin war dieser Frohndienst der Diners für ihn eine gesellschaftliche Schule und diente dazu, ihn in seltener Weise formsicher zu machen. Von gelehrter Unbeholfenheit hatte er ohnehin keine Spur und vom Geistlichen eben nur so viel als der Beruf selbst es verlangte. So erzog ihn der Verkehr im Palazzo Caffarelli zu jener verbindlichen Höflichkeit, die sich doch in sicherer Vornehmheit niemanden allzunah kommen ließ. Auch das war ein charakterbildendes Moment, daß der Beruf den bescheidenen jungen Geistlichen gar häufig in den Mittelpunkt der Vorgänge stellte, die die Fremdencolonie bewegten und erschütterten, und nie fehlt das Zeugniß, daß er seines Amtes ebenso würdig wie tröstend gewaltet habe. Wie viele hervorragenden Persönlichkeiten hat er an der Pyramide des Cestius vorbei zur letzten Ruhe geleitet! Man hatte bis dahin den Protestanten zwar einen Ort, wo sie ihre Leichen bestatten konnten, nicht versagen können, aber eine Mauer erhielt der berühmte Kirchhof erst jetzt, im ersten Winter von Rothe's Amtsthätigkeit. Als bei der Berathung der Katholikengesetze im englischen Parlamente die Redner darauf hinwiesen, daß die päpstliche Regierung noch nicht einmal gestattet habe, diesen Friedhof so gegen das freie Feld abzugränzen, daß die Gräber der Protestanten gegen Verunreinigung durch Menschen und Thiere sicher seien, hatte Pius VII. erklärt, er werde eine Mauer auf seine Kosten bauen, was natürlich nur die Folge hatte, daß wiederum nichts geschah. Erst der Nachfolger erlaubte auf fortgesetztes Drängen der Gesandten, daß die Protestanten für ihr Geld die Mauer herstellen durften. So entstand der schöne Friedhof beim Monte Testaccio, den erst die Gründerperiode unserer Tage mit ihren Bauruinen und Fabrikschloten um seine herrliche Aussicht gebracht hat. Rothe's erste Beerdigung war hier die des reformirten jungen Malers Bailliod aus Neufchatel, den Rothe täglich in seiner Krankenstube am spanischen Platze besucht hatte, um die quälenden Stunden des Schwindsüchtigen zu verkürzen. Zur Beerdigung, die am frühsten Morgen stattfand, war die Bedeckung von vier Grenadieren entsendet worden, sei es, daß man die Gegend vor der Porta S. Paolo zur Zeit für unsicher hielt, oder daß man wieder einmal einen Ausbruch des Fanatismus fürchtete. „Es war," schreibt Rothe, „ein erhebender Augenblick. Wir standen auf der Höhe des neuen Kirchhofs, von wo aus man einen großen Theil der Stadt und des Tiber übersieht. Die Sonne war eben aufgegangen, unter uns war die Stadt in dicken Nebel gehüllt und nur die höchsten Kuppeln ragten klar hervor. Um uns und um die Gräber war es licht. Wir reichten uns still die Hände, sagten dem Seligen lebewohl und stiegen wieder in das Getümmel hinab." Schon am folgenden Morgen stand Rothe wieder am Grab eines plötzlich gestorbenen jungen schwäbischen Kupfer-

stechers Rist, der Veit's religiöse Bilder gestochen hatte. Eine Woche später, am 27. September 1824, wurde er am späten Abend nach dem Monte Testaccio geführt, um der Leiche einer jungen schönen Engländerin, die Monate lang im Tiber gelegen hatte, das Geleit zu geben. Die ganze Fremdencolonie war im März erschüttert gewesen von dem tragischen Ende der jungen Dame, die der Stolz der römischen Gesellschaft war und in den ersten Kreisen geglänzt hatte. Jetzt hatte nur ein Zufall verhindert, daß sie ohne alle geistliche Begleitung beerdigt wurde, da während der ungesunden Zeit die englischen Reverends von Rom abwesend waren. Eine englische Gesandtschaft in Rom gab es bekanntlich nicht und darum auch keinen Prediger, der zu Funktionen verpflichtet gewesen wäre. So kam es, daß Rothe auch einzutreten hatte, als im Sommer 1827 ein englischer Seeofficier und fünf Matrosen bei Ostia ertranken. Nach dem römischen Quarantänegesetz mußten sie da verscharrt werden, wo die Welle sie angespült hatte. „Es war eine ganz besondere Sache," schreibt Rothe, „ein solches Begräbniß unter dem Wogenbrausen des Meers. Erst nach ermüdendem Herumwaten im Ufersande während der heißesten Tagesstunden kamen wir nach Hause." Nur der Officier, der, um seinen Vetter, Lord Santon, zu besuchen, bei stürmischer See seine Schaluppe in's Verderben geführt hatte, durfte auf dem Kirchhofe bestattet werden, weil angeblich nur er durch seine Uniform mit Sicherheit als Führer eines nicht pestverdächtigen Schiffes zu recognosciren war. Im August 1825 hatte Rothe den Generalconsul a. D. und Geh. Legationsrath Bartholdy zu beerdigen, dessen casa Bartoldi zu den heiligen Stätten der deutschen Kunst gehörte. Aber der große Kunstfreund, der seine casa mit Darstellungen aus der Geschichte Josephs hatte schmücken lassen und dadurch den ersten Nazarenern die Mittel der Ansiedelung geboten, starb als — „Philosoph". „Ein starres Eis im Angesicht des Todes, ohne ein sichtbares Fünklein von Glauben an irgend etwas, aber auch von Furcht, nicht einmal vor dem absoluten Nichts hinter dem letzten Athemzug — ein Schauer erregender Anblick!" In der Grabrede rühmte Rothe die militärischen und diplomatischen Verdienste des Entschlafenen und ging über dessen Stellung „in unserer Mitte" mit der allgemeinen Wendung hinweg, daß alle Anwesenden in mannigfaltigen Berührungen mit ihm gewesen und seine ausgezeichneten Gaben und Kenntnisse vor Augen gesehen hätten. So bittet er, daß der Herr den Bruder auch da, wo alles Menschliche und Irdische nicht mehr gilt, in Gnaden um Jesu Christi willen in das ewige Reich seiner Barmherzigkeit aufnehmen möge.*) Persönlich nah ging Rothe der Tod des frommen und begabten Landschafters Reinhold, an dem die deutschen Maler einen hochbegabten Collegen, Rothe's Gemeinde ein treues Mitglied verlor. Im October 1825 ist Rothe sehr froh, seinen Aufent-

*) Das Concept unter den Papieren des Pastor Ahrendts.

halt in Frascati abgebrochen zu haben, da ein Kranker im Bunsen'schen Spital das Abendmahl verlangte und er entschuldigte bei den Eltern das Ausbleiben seiner Briefe, da dieser, ein Schneidergeselle aus Berlin, bis zu seinem Tode alle seine Zeit in Anspruch genommen habe. Wenn die Fieberzeit im Juni begann, die aria cattiva, blieb der preußische Prediger, wie eine ausgestellte protestantische Schildwache, allein in Rom zurück. Sowohl er wie seine Gattin mußten diese Pflichttreue mehrmals mit schweren Anfällen des römischen Fiebers büßen, aber er hatte auch die Genugthuung, daß es niemals vergeblich gewesen war. Im Frühjahr 1827 schreibt er gelegentlich der Beerdigung eines Candidaten Scholl aus Lausanne: „Meine liebsten Bekanntschaften mache ich hier auf dem Sterbebette," und in seinen Aufzeichnungen setzt er hinzu, er habe bei solchen Gelegenheiten den Eindruck empfangen, daß das Sterben etwas Großes, das Feierlichste im menschlichen Dasein sei, nicht ein bloßes Leiden, sondern eine wirkliche That.

Trauriger noch als die Funeralien waren zuweilen die seelsorgerlichen Pflichten, die er erfüllen sollte, denn nicht an allen Landsleuten, mit denen er in Berührung kam, hatte er sich zu freuen. Neben den Kranken tauchten auch gar viel verlorene Leute in Rom auf. So erzählt er von einem deutschen Handwerker, der auf der Reise für zwanzig Scudi katholisch geworden war und dann plötzlich der Geisteskrankheit verfiel und einen Versuch machte sich zu entleiben. Die Reisemutter einer Ballettänzerin, die von der Tochter in Rom plötzlich auf die Straße gesetzt wird, liegt dem Prediger einen halben Tag auf der Stube, er solle ihr ermitteln, ob ihr Mann in Deutschland noch lebe oder nicht. Seit dem Jahre 1826 trieb sich der schwäbische Dichter Waiblinger in Rom herum, gepflegt von einer Italienerin, die um seinetwillen Mann und Kinder verlassen hatte. Der Tübinger Stiftler hatte in wildem Genußleben seine Gesundheit zerrüttet, so daß er nach Leopold Ranke's Briefen nur noch Maccaroni und Rothwein vertrug. Der deutschen Colonie war er ein tägliches Aergerniß und die ernsteren Gemeindeglieder suchten vergeblich ihn auf bessere Wege zu bringen. Zu helfen war ihm aber nicht. Er wußte das selbst. Hoffnungslose Resignation spricht aus seinem bekannten Liede:

Die Ruh' ist wohl das Beste
Von allem Glück der Welt.
Was bleibt vom Erdenfeste,
Was bleibt uns unvergällt?
„Die Rose welkt in Schauern,
Die uns der Frühling gibt ...
Wer haßt, ist zu bedauern
Und mehr noch fast, wer liebt."

Zwei Jahre nach Rothe's Abgang sank er in's Grab. Tippelskirch machte noch auf seinem Todbette vergebliche Bekehrungsversuche mit ihm, die er spöttisch

zurückwies. Karl Hase und einige Landsleute gaben dem Dichter, der einst viel versprochen hatte, am 20. Januar 1830 das letzte Geleit.

Die Aufgaben des Geistlichen in Rom waren mithin keine leichten und das Wenigste konnte nach der Schablone behandelt werden, die man in Wittenberg und Breslau den angehenden Predigern eingeübt hatte, aber gerade darin zeigt sich der sichere Takt Rothe's, wie er seine Thätigkeit den Verhältnissen anpaßte. Erbauungsstunden hielt er auch hier, aber nach den Bedürfnissen dieses Kreises waren es Vorträge aus der Kirchengeschichte, die auf diesem historischen Boden, der auf Schritt und Tritt dem Denkenden geschichtliche Fragen vorlegt, mit besonderer Dankbarkeit aufgenommen wurden. „Kenntniß der Kirchengeschichte," schreibt Rothe selbst, „ist für einen evangelischen Künstler, dem es mit seinem Glauben Ernst ist, in Rom Localbedürfniß." Diese Einführung in die Kirchengeschichte war aber auch darum nöthig, weil die protestantischen Künstler ständigen Bekehrungsversuchen ihrer katholisch gewordenen Collegen ausgesetzt waren, gegen die Rothe die Seinen waffnen wollte. Bei der verschiedenartigen Bildung dieses Kreises war geschichtliche Belehrung nöthiger als dogmatische, denn sie ersetzte vielen Malern die versäumte Schulbildung. Wünscht doch Schnorr sehr vielen seiner Collegen, sie möchten sich bald wieder zu Nadel und Ahle bekehren, für die sie doch eigentlich sich gebildet hätten. So war es auch Rothe bald klar geworden, daß seine Künstlergemeinde, wie das bei dem Bildungsgang, den sie genommen, sehr begreiflich sei, sich theilweise aus sehr konfusen Köpfen zusammensetze. Gerade ihre verworrenen Vorstellungen in religiösen Dingen hatten es den Jesuiten erleichtert, im Trüben zu fischen. Dem wollte Rothe abhelfen. Zwei Mal wöchentlich zur Zeit des Lichtanzündens, wenn die Künstler ihre Ateliers schlossen, kamen sie, ungefähr zwanzig an der Zahl, in Rothe's Wohnung. Seine Vorträge begannen mit einer Lection aus der Schrift und waren von einem liturgischen Rahmen umfaßt, um so den Charakter von Erbauungsstunden festzuhalten. Der Vortrag selbst aber war der Geschichte der Kirche entnommen. In der Bibliothek, die dem Prediger zu Gebot stand, fanden sich die Kirchengeschichten von Schröckh, Stolberg und Milner. Aus ihnen mußte er den Stoff entnehmen. „Ton und Geist," sagt Weingarten, der die Hefte bei Herausgabe von Rothe's Kirchengeschichte verglich, „stehen durchweg unter dem Druck der pietistischen Gebundenheit der Jugendjahre." Noch ist ihm nicht der leiseste Zweifel an der Geschichtlichkeit der römischen Legende gekommen. Selbst die wunderbare Bekehrung Constantin's hält der Redner als Thatsache fest, „indem nichts natürlicher ist, als daß Gott, wenn er einmal die Reichsfahne, das Labarum, als Mittel gebrauchen wollte, um Constantin einen Beweis seiner helfenden Macht zu geben, er passend an dieses selbst die Erweisungen seiner helfenden Macht knüpfte". Auch an der Anwesenheit von Petrus und Paulus in Rom zweifelt Rothe

nicht. „Sie haben zusammen den Simon Magus zu Schanden gemacht und dieser hat gewiß eine Himmelfahrt probirt und dabei im Beisein des Apostels Paulus den Hals gebrochen.“ Kritische Widerlegung der römischen Ueberlieferung also war es nicht, durch die Rothe die protestantische Gesinnung seiner Kunstgemeinde stärkte, sondern evangelische Frömmigkeit im Gegensatz zu dem Werkdienst, der sich in Rom täglich in der abschreckendsten Form vor's Auge stellte. War der Vortrag beendet, so folgte noch eine kurze Liturgie und der Segen. „Es bleiben aber,“ erzählt Rothe, „dann immer noch ein halbes Dutzend Leute hier, mit denen ich zu Louisen in die Wohnstube gehe, wo wir uns um einen kleinen runden Tisch herumsetzen“ ... „Wir sitzen oft bis in die späte Nacht traulich und herzlich beisammen. Louise bringt Thee und Butterbrot und wer Lust hat, trinkt ein Glas Wein dazu.“ Abgesehen von der aufgewendeten Zeit erheischte die in der Woche sich zweimal versammelnde Gesellschaft aber auch eine beträchtliche Ausgabe und Rothe gesteht dem Vater, daß sie für Speise und Trank für Andere fast dasselbe aufwenden müssen wie für sich, so daß sie beschlossen haben, sich weder zu Weihnacht noch zu Geburtstagen etwas zu schenken. Die Freunde dankten ihnen aber ihre gastfreie Art. Auch über diese Zusammenkünfte haben wir den warmen und dankbaren Bericht Richter's, der als alter Mann noch berichtet, wie er, der Katholik, dazu kam, sich an diesen evangelischen Abenden zu betheiligen. „Als ich eines Sonntags,“ schreibt er, „mit Schnorr und Maydell aus der Kapelle kam, trafen wir am Capitol mit Rothe zusammen und ich wurde ihm vorgestellt. Wir hatten eben eine seiner mächtig wirkenden Predigten gehört und die Herzen waren noch warm davon; es freute mich deshalb sehr, dem begabten und liebenswerthen Manne näher zu kommen. Dies geschah bald noch mehr durch seine freundliche Einladung, an den kirchenhistorischen Vorträgen, welche er am Abend in seiner Wohnung hielt, Theil zu nehmen, im Fall ich Interesse dafür habe. Da Schnorr und die andern Freunde dieselben ebenfalls besuchten, war mir diese Einladung um so willkommener, weil unser kleiner Kreis damit immer neue Vereinigungspunkte fand und sich inniger zusammenschloß ... Die Geschichte der Kirche des ersten und zweiten Jahrhunderts und ihrer hervorragenden Persönlichkeiten war ja ein sehr interessanter Stoff, und wenn der Vortrag auch manchmal für uns Maler zu wenig Fleisch und Bein hatte und wir zuweilen mit abstracten Dingen, wie z. B. Darlegung gnostischer Lehrsysteme, regalirt wurden, so entschädigte uns dafür um so mehr die freie Unterhaltung nachher, zu welcher Rothe die ihm näher Befreundeten — und dazu wurde ich sehr bald auch gezählt — um den Theetisch versammelte. Hier waltete auch die jugendlich freundliche Frau, und ich hatte zum erstenmale seit langer Zeit den Eindruck einer einfachen, deutschen Häuslichkeit, welche mich, des vielen Wirthshauslebens mit den immer sich wiederholenden Kunstdisputen müde, recht wohl-

thuend berührte . . . So weit der Weg von meiner Wohnung (am Monte Pincio) zum Capitol war, so versäumte ich doch jetzt selten des Sonntags eine Predigt von ihm zu hören. Auch diese waren fern von aller rhetorischen Kunst, keine Spur von Phrase oder poetischer Blume oder von Gefühlserregung . . . Die milde Herzenswärme, die über das Ganze sich breitete, und der tiefe Inhalt hielten gefesselt, wenn die Predigten öfters auch länger dauerten als ihm selbst lieb war; denn manchmal währten sie bis zur Mittagsstunde, wo dann der Magen seine heidnische Stimmung wie Faust's Pudel durch lautes Knurren zu erkennen gab." Selbst Katholik, erklärte Richter seine Intimität mit dem evangelischen Pastoratshause damit, daß nicht die Frage nach der Kirche, sondern die Frage nach Gott seine Seele damals bedrängt habe und da er auf diese nur bei seinen protestantischen Freunden eine Antwort gefunden, habe er danach getrachtet, mit ihnen weiter zu pflegen, was das Glück seines Lebens geworden. Und Richter war nicht der Einzige, der Rothe so verpflichtet war. Auch der Maler Koopmann hat noch als alter Mann bekannt, daß Rothe damals sein geistiger Halt geworden sei. Dazu stellten die Rothe'schen Abende einen Zusammenhang zwischen den evangelischen Künstlern untereinander her, und nur durch solche und ähnliche Veranstaltungen entging Rothe „dem Unglück, ein Prediger in der Wüste zu sein". Auf ein besonders tiefes kirchliches Interesse konnte er bei der Mehrzahl der Maler freilich nicht rechnen, aber die meisten waren doch Idealisten. „Sie sehen den Stern aus der Ferne, aber sie können noch nicht erkennen, daß er über Bethlehem steht." Das wollte er ihnen zeigen.

Eine Sinecure war für ihn die römische Stelle nach dem Allem nicht, sondern voll aufreibender Aufgaben. Die einzige Erholung, die der Gewissenhafte sich gönnte, waren gelegentliche Besuche in Frascati, wo Frau Bunsen sich in der Villa Piccolomini eine ideale Villeggiatur während der heißen Sommermonde geschaffen hatte. Herrlich gelegen, dicht bei der prachtvollen Villa Aldobrandini, schaut die Villa Piccolomini zwischen dunkeln Steineichen und Lorbeerbäumen hervor, mit der schönsten Fernsicht nach dem Meer und über die Campagna, während drüben die Hauptstadt der Welt am Horizonte dämmert und die Kuppelkirchen Roms in zarten blauen Umrissen auftauchen, alle überragt von der Peterskuppel. „Es ist allerdings," schreibt Rothe dem Vater, „eine eigene Art von Landleben, bei dem man fast nie aus den künstlichen Gartenanlagen der Villen herauskommen kann, und leistet bei weitem das nicht, was ein eigentliches Dorfleben in einer schönen Gegend gewährt. Wir gehen in der Frühe in pleno in irgend eine der nah gelegenen Villen, suchen uns dort einen schönen Fleck zu unserem Morgenpsalm und kehren dann um 8 Uhr zum Frühstück nach Hause zurück . . . Der Nachmittag ist zu größeren Excursionen bestimmt." So waren die Freunde zusammen in dem abenteuerlich

gebauten Monte Dragone, der Villa Sixtus V., in Villa Ruffinello, auf dem Monte Cavo und den Trümmern des Tempels des Jupiter Latialis. „Die Aussicht ist herrlich. Wir sahen bis Monte Circello und das Meer mit Schiffen besät; dazu die in Schlangenwindungen glänzende Tiber, unter unsern Füßen Nemi, Aricia, Genzano, Albano, Castello Gandolfo, das in der Campagna so weit ausgebreitete Rom und nach der andern Seite das Hügelmeer des Sabinergebirgs mit seinen anmuthigen Linien. Aber bei dem Allem fühle ich doch gerade auf solchen Punkten am allerlebendigsten den Reiz unserer tiefen, auf eine ganz andere Weise zum Gemüth redenden Natur und sehne mich inniger als je nach ihr zurück." Eine Reihe solcher Ausflüge schloß sich an diesen ersten. Der Vater schreibt darüber an Heubner: „Sie haben von dort aus alle zusammen allerlei Streifereien in das Sabinergebirge, zu Fuß, zu Wagen und zu Esel gemacht. Auch Louise frisch und munter mit, obgleich sie einige Wochen vorher an einem Nervenfieber schwer darnieder gelegen hatte." Im Sommer 1827 war es Rothe selbst, der sein tapferes Aushalten auf seinem Posten mit einem sechswöchentlichen Nervenfieber bezahlen mußte. Kaum aber, daß er seines Körpers Herr war, nahm er auch seine Amtsthätigkeit wieder auf. Das Bedürfniß nach Erholung in freier Luft befriedigten die beiden Gatten jetzt, indem sie am frühen Morgen um 4 Uhr einen längeren Spaziergang nach der Acqua acetosa machten, wo Frau Rothe ihren Sauerbrunnen trank. Rothe klagt nicht in seinen Briefen, aber gelegentlich kommt doch zum Vorschein, wie sehr er diese Stadthaft empfindet. Als er mit der Frau im October 1826 in Begleitung von Maydell auf sechs Tage nach Olevano und Subiaco entronnen ist, jauchzt er auf, statt der Gärten Felsen und wirkliche Natur zu sehen. „Du hast keine Vorstellung," schreibt er dem Vater, „wie man, aus der dicken römischen Luft kommend, in der reinen Gebirgsluft physisch wieder auflebt. Das Gefühl, seine Glieder gar nicht zu fühlen, auf das man in Rom ganz verzichten muß, tritt plötzlich wieder ein, dazu ein wahrer Wolfshunger, den zu befriedigen hier sehr gute Gelegenheit ist. Man läuft den ganzen Tag herum, ohne zu ermüden, während einen in Rom, wenn der Scirocco weg ist, schon ein kleiner Spaziergang ermattet." So fühlte er sich wie neugeboren, bis ihnen bei der Heimkehr die römische Luft wieder schonungslos auf die Nerven fiel.

Die Gründe, aus denen Rothe sich weigerte, seinen Posten länger als ein paar Tage zu verlassen, waren sehr triftige. Abgesehen davon, daß er keinen Stellvertreter für die laufenden Geschäfte hatte, galt es in Rom, die Augen offen zu halten gegen die rastlose Propaganda der deutschen Katholiken. Eine Hauptgelegenheit hatte Bunsen den Seelenjägern allerdings verlegt durch Gründung seines protestantischen Krankenhauses in der Casa Tarpea. Die Proselytenmacherei der Kapläne und Nonnen hatte die preußische Regierung genöthigt,

ihm dabei behülflich zu sein, wobei er aber den Vorwurf eines Mangels an Ehrerbietung gegen die päpstliche Regierung ja vermeiden sollte. Auch wäre das Unternehmen ohne einen freigebigen Beitrag des Juden Rothschild und beträchtliche Darlehen englischer Gönner gar nicht zu Stande gekommen. Rothe wurde dadurch mit einer schweren Pflicht beladen, aber von allen Gründungen Bunsen's war diese die nützlichste, denn die katholische Propaganda war noch ebenso geschäftig wie zu Niebuhr's Zeiten.

Die Anfänge dieser katholisirenden Bewegung in der Malerwelt fallen mit dem Aufschwung der Romantik in Deutschland zusammen. Ungefähr in der gleichen Zeit, in der die Romantiker sich in Heidelberg ansiedelten, schlugen die Nazarener im Kloster S. Isidoro ihre Werkstätte auf. Für sie war Rom nicht nur die Stadt der Kunst, sondern auch die heilige Stadt des Stellvertreters Gottes. Die Trivialitäten eines hausbackenen Rationalismus, wie sie ihn aus Deutschland kannten, genügten ihrer hoch gestimmten Gemüthslage nicht und die Jesuiten besorgten das Uebrige. Das größte Aufsehen erregte es, als im Jahre 1815 im Collegium Romanum unter Overbeck's und Schadow's Führung eine ganze Reihe protestantischer Künstler zur katholischen Kirche übertrat. Overbeck's Pathe ward der Convertit Zacharias Werner, den Rothe einst in Breslau in jugendlichen Gedichten gefeiert und dessen Weihe der Kraft Stier in Berlin im Theater ausgezischt hatte. Auf dem gleichen Wege waren schon seit 1807 die Brüder Riepenhausen, dann Schnorr's Bruder Ludwig, die beiden Stiefsöhne Friedrich Schlegel's, die Enkel von Moses Mendelsohn, vorangegangen, von denen Philipp Veit mit Rothe's Kreis viel verkehrte. Der kräftige und derbe, keineswegs asketisch aussehende Mann führte stets in seiner Malertasche die überschwänglichsten katholischen Tractate, wie die Lebensbeschreibung der heiligen Theresa von Jesus bei sich, die er den Freunden anpries. In seinem Atelier stand damals sein Ecce homo, das bleiche Antlitz Christi mit der Dornenkrone, groß und edel, von ergreifendem Ausdruck. Ebenso erweckte seine Darstellung von Offenbarung Johannis 3, 20: „Siehe ich stehe vor der Thür und klopfe an," Jesus vor der Pforte einer einsamen Hütte, die große Bewunderung des Rothe'schen Kreises. Unter die Convertiten gehörte gleichfalls von Rhoden, ein intimer Freund von Julius Schnorr, und nicht minder Bunsen's Hausfreund Platner, der bald nach Bunsen's Vorgang seinen künstlerischen Beruf mit der diplomatischen Carriere vertauschte. Voß wußte in Heidelberg bereits zu erzählen, daß auch Niebuhr diesem Beispiel zu folgen gedenke. Bunsen, der die Vorgänge aus der nächsten Nähe beobachtete, meint, die anerkannte Frömmigkeit Pius VII. und der unbeschreibliche Glanz und die Würde des römischen Gottesdiensts sei für die frommen und trefflichen Leute, die den innigen, treuen Geist der alten Maler in sich zu beleben suchten, die Brücke geworden für ihren Uebertritt. „Brandis und ich," schreibt er am 13. December 1816, „haben

ihnen gesagt, daß wir nie katholisch werden mögen, daß wir sie aber mehr achten als Solche, die nichts glauben." Die stete Predigt dieser Proselyten an ihre protestantischen Kunstgenossen war, nur die katholische Kirche gebe der Kunst die feste Heimath, die sie brauche und ohne Kirche gebe es keine kirchliche Kunst. Raphael und Michel Angelo waren ihnen schon zu heidnisch. Ihre Vorbilder waren die Präraphaeliten von Giotto bis Fiesole, die Künstler des Reformationszeitalters dagegen ermangeln bereits der rechten katholischen Weihe. Als Reaction der künstlerischen Phantasie gegen den platten Rationalismus läßt sich die Stimmung der neuen Schule begreifen. Bunsen rühmte auch die Ehrlichkeit ihres Fanatismus, aber um zu dieser Art von Ehrlichkeit zu gelangen, muß man vorher viel Geradsinn und Menschenliebe in sich ausgerottet haben. Diese schönheitsdurstigen Seelen hatten den protestantischen Durst nach Wahrheit verloren. Sie wollten sich einen Glauben erträumen, der ihrem Schönheitsbedürfniß mehr entsprach als der protestantische. Aber man kann den Trieb nach Wahrheit nicht aus der Seele reißen, ohne andere gute Triebe zu schädigen und Eigenschaften zu erwerben, die eine Gefahr sind für andere. Gerade die „Edelsten und Besten" der Richtung zeigten Rothe, wohin der Mensch komme, der sich gewöhnt, das Gute nur in seiner Sekte zu sehen. Die Schule trat nicht nur bekehrungs- sondern auch sehr verfolgungssüchtig auf, und Goethe läßt sich aus Rom melden, daß den jungen deutschen Künstlern, die sich weigerten, zum Katholicismus überzutreten, und zu den Präraphaeliten zu schwören, die Existenz in jeder Weise erschwert werde. Der Convertit Rumohr, heute nur noch durch sein Buch: „Vom Geiste der Kochkunst" bekannt, und Friedrich Schlegel, der in diesen Geist gleichfalls tief eingedrungen war, sorgten von Dresden und Wien aus für ständigen Nachschub an solchen Elementen. Mitten zwischen diese Convertiten, die trotz ihres Abfalls im Palazzo Caffarelli fleißig aus- und eingingen, fand sich Rothe gebettet und da hatte er mit Recht das Gefühl, es sei besser, er bleibe stets zur Stelle. Die Einrichtung eines evangelischen Gottesdienstes und evangelischen Hospitals hatte zwar die Stellung der Protestanten verbessert, aber die fortgesetzten Bekehrungsversuche, die theils von dem Jesuitencollegium, theils vom Overbeck'schen Kreise ausgingen, erforderten die genauste Aufsicht. Und nicht nur bei seinen Künstlern, sondern vor allem bei den vornehmen Wintergästen begegnet Rothe der Arbeit der katholischen Propaganda. Ein Brief vom 26. Juli 1824 berichtet, wie Rothe von Freunden eines Prinzen Schönaich-Carolath ersucht wurde, denselben von seinem Vorsatz des Übertritts zurück zu bringen. Derselbe hatte wegen einer zurückgegangenen Verlobung „eine Desperationsreise" nach Italien gemacht und dachte hier durch seine Conversion diese Episode seines Lebens zu einem dramatischen Abschluß zu bringen. Er hatte in Rom fast völlig am Klavier gelebt, und nur sein Bedürfniß, die Existenzmittel bei Standesgenossen zusammen

zu borgen, hielt ihn mit der Außenwelt in Berührung. Ein Herr von Helldorf erbot sich, ihm auf unbestimmte Zeit eine Unterkunft auf seinen Gütern zu gewähren, wenn er Rom verlasse und der Adjutant des Prinzen Heinrich, Herr von Lepel, veranstaltete vorher noch eine Zusammenkunft mit Rothe, damit dieser ihm in's Gewissen rede. In einem mehrstündigen Gespräche erreichte Rothe wenigstens so viel, daß der Prinz versprach, erst noch gründlichere Studien über die Systeme der beiden Kirchen vorzunehmen, ehe er sich entscheide. Ein ähnliches Geschäft besorgt Rothe brieflich bei dem Herzog von Köthen, freilich ohne den erwünschten Erfolg zu erreichen. Um so größere Freude mußte es ihm dann bereiten, daß Friedrich Wilhelm III. an seine Schwester, die Gemahlin des Convertiten, einen streng tadelnden Brief richtete. Die Katholiken in Rom waren über diese Einmischung des hohen Herrn sehr erbittert, während „wunderlich genug", wie Rothe schreibt, „auch einige unserer hiesigen Protestanten sich darüber ärgern, daß ein König nichts besseres zu thun wisse, als über dergleichen Lappalien auch nur ein Wort zu verlieren". Diese bekannte Gattung, die der Propaganda die Wege frei gibt, weil sie über alle Pfaffengeschichten völlig erhaben ist, war also selbst in Rom, angesichts des Jesuitencollegs, vertreten. Daß die katholische Gemahlin des Königs, die Fürstin von Liegnitz, zum Protestantismus übertrat, war, nach so reichlichem Abfall anderer, für Rothe eine Genugthuung. In Italien selbst, meint er, hat der Katholicismus der vornehmen Gesellschaft lediglich eine politische Farbe. Sie respectiren die Kirche, weil sie ihnen Ordnung und Rangstellung zu erhalten verspricht. Was ein Deutscher Religion und Glauben nennt, gibt es nach Rothe in Italien überhaupt nicht und eben darum weil diese katholische Restauration von der Wahrheit des Christenthums selbst nicht überzeugt sei, werde auch wieder eine rückläufige Bewegung eintreten und dann werde es von der evangelischen Kirche heißen: „Sei fröhlich du Unfruchtbare, die nicht geboren. Denn die Einsame soll mehr Kinder haben als die, die den Mann hat." „Um kaltblütig gegen alle Machinationen des Katholicismus gegen den Protestantismus zu werden," heißt es in einem Briefe an den Vater, „und alle Gespensterfurcht vor ihm zu verlieren, darf man nur nach Rom kommen. Die Todten schlagen keine Lebendigen mehr todt." Schlimmer noch als die deutschen Ultramontanen gaben sich, nach Bunsen's Zeugniß, die in Rom weilenden französischen, die wie ihr König Charles X. förmlich mit ihrem Aberglauben kokettirten. So sprach ein Mr. Constantin de la Fasse in allen diplomatischen Cirkeln von den Wundern, die er verrichte mit Erde vom Boden der Casa santa von Loretto, die er in einer Dose anbot, „wie eine Prise Schnupftabak". Im Hause des französischen Gesandten, seines Freundes, des Grafen S. Aulaire, mußte Bunsen von den frommen Diplomaten und Marquisen sich die abenteuerlichsten Wundergeschichten erzählen lassen.

Overbeck, der seit seiner eigenen Conversion ein eifriger Proselytenmacher geworden war, dachte Rothe's Einfluß zu brechen, indem er eine Art von Religionsgespräch zwischen einem deutschen Jesuiten und dem preußischen Gesandtschaftsprediger herbeizuführen wußte. „Ach," schreibt Rothe im September 1825, „es ist in Rom ein trauriges Ding um die Theologie, davon habe ich mich erst gestern Abend wieder sehr anschaulich überzeugt durch ein langes und breites Gespräch, welches ich und Schnorr auf Veranlassung von Overbeck mit einem hiesigen deutschen Jesuiten und noch dazu Professor der Theologie, einem Pater Kohlmann, hatten. Es ist eine Kluft der geistigen Ansicht zwischen der katholischen Kirche und der unserigen befestigt ... Ich ergrimme innerlich, wenn Leute in allem Ernste und mit der wichtigsten Miene von der Welt mit Gründen raisonniren, die man sich in dem protestantischen Deutschland schämen würde, Quintanern vorzutragen, und für alles, was geistiges Leben überhaupt genannt werden kann, zugangslos sind wie Steine ... Auch will ich diese Abgestumpftheit bei Leuten wie diesem Kohlmann und Consorten ertragen, aber wenn ich sie bei ihren anerkannt Edelsten finde wie bei Overbeck — das schmerzt mich tief." Auch Schnorr's Bericht über diese Bekehrungsversuche ist auf uns gekommen, da derselbe, gelegentlich der Reise seines Vaters nach Wien zu dem katholisch gewordenen Bruder, einige Bemerkungen macht, die das Treiben der katholischen Seelenjäger scharf charakterisiren. Wenige Tage vor der hier erwähnten Disputation, die durch Overbeck's Versuche, Schnorr zu bekehren, veranlaßt war, schreibt dieser an seinen Vater, wenn er nach Wien gehe, möchte er, daß der Vater sich scharf waffne, „denn glaube mir, diese Neukatholiken, die immer über die Bekehrung von uns brüten, sind abgerichtet, uns zu fassen, wie die Jagdhunde abgerichtet sind das Wild aufzuspüren und zu erhaschen. Wenn man sich einmal mit ihnen auf's Disputiren einläßt, so kann nur die allertiefste und gründlichste Gelehrsamkeit in diesen Dingen sie überwinden. Sie bringen hundert und tausend schöne Sachen zu Markt, an die wir unser Lebtag nicht gedacht haben und sie denn natürlich auch nicht schlagend zu beantworten wissen. Wir sind vielleicht bibelfest und denken, damit können wir alles überwinden, weil wir das Böse in uns damit überwunden haben oder doch fühlen, daß Gottes Wort in uns stärker ist als das Böse. Da sagen sie aber: Bibel? Evangelium? Wer hat's euch denn gegeben? Von der Kirche (und da meinen sie natürlich die römisch-katholische) habt ihr's, die war vor der Bibel, und die hat auch euch erst die Schriften ausgesucht und gegeben, die ihr für Gottes Wort, für die Bibel halten sollt. Also sie steht über der Bibel, sie repräsentirt gleichsam den Geiste, der die Schrift verfaßt hat, kann also die einzige Erklärerin sein und hat auch die Kraft in sich, das nur Angedeutete auszubilden und zu ergänzen. Nun wollt ihr diese Kirche meistern, die Waffen, die sie euch gegen das Böse gab, gegen sie kehren? Alle ihre

Mißbräuche wissen sie so schön und unschuldig darzustellen, historische Facta, Stellen aus den ältesten Kirchenvätern anzuführen, die zwar der gründlich Gelehrte als zweifelhaft oder ersonnen kennt, auf die aber unser einer, der nur darauf eingerichtet ist, in dem eigenen Herzen zu kämpfen, wo das Gewissen ihm besser dient als alle Kirchenväter der Welt, doch nicht immer zu antworten weiß." Von einer der Kohlmann'schen ganz ähnlichen Disputation, nur mit einem mehr komischen Verlauf, hat mir Rothe persönlich erzählt, wie denn diese Vorgänge im damaligen Rom zu den alltäglichen gehörten. Ein östreichischer Caplan hatte die Bekehrung eines jungen Malers dadurch in Angriff genommen, daß er ihm allerlei Tractätchen brachte, in denen Luther als ein Trunkenbold und Ausbund aller Roheit dargestellt war. Da dieser sich der Zudringlichkeiten nicht zu erwehren wußte, bat Schnorr seinen Freund Rothe, er möge doch einmal dem Caplan deutlichen Bescheid geben. So wurde ein förmliches Religionsgespräch auf der Stube des Malers verabredet, zu dem sich ein Kreis von jungen Künstlern einfand. Nachdem die üblichen Höflichkeiten vor Beginn des theologischen Duells ausgetauscht waren, eröffnete der Caplan das Colloquium höchst feierlich mit der Frage, ob Rothe an einen Gott glaube? Sofort sah Rothe, daß der Caplan sich aus einem katholischen Handbüchlein der Glaubenscontroversen vorbereitet habe, das er auch sonst schon in Häusern der von der Propaganda belästigten Gemeindeglieder vorgefunden hatte. Er sagte also lächelnd: „Ach so, dann wollen Sie zweitens fragen, ob dieser Gott sich auch geoffenbart habe? Drittens wo? In Natur und Schrift. Viertens, ob neben der Schrift nicht die Tradition der Kirche nöthig sei? Fangen wir da doch lieber gleich mit der Tradition an." Als Rothe dem Gegner so durch die Parade fuhr, verlor der Caplan alle Fassung; die Maler lachten und nach höchst confusen Versuchen, das Gefecht wieder herzustellen, nahm der Caplan plötzlich seinen Hut, rannte weg und der junge Künstler hatte von da an Ruhe.

Bunsen genügte es nun aber nicht, den Wirkungen der katholisirenden Strömung entgegenzutreten, sondern er wollte auch ihre Quelle verstopfen, indem er den evangelischen Gottesdienst befriedigender zu gestalten dachte, denn daß die nüchterne Weise des preußischen Cultus seiner evangelischen Künstlerwelt nicht genügte, war klar. Einen ersten Versuch, sich eine eigene Liturgie, nach Muster der von der Gattin hoch verehrten anglicanischen herzustellen, hatte er mit seinem Freunde Brandis, unter Frances' eigener Betheiligung, gemacht gelegentlich des Thesen-Jubiläums 1817. Aus dem gewöhnlichen Sonntagsgebete des common prayer book entlehnten die beide Freunde passende Stücke für diese Feier, die sie in's Deutsche übertrugen, während die bibelfeste Frances die darin enthaltenen Schriftstellen ihnen in ihrer englischen Bibel aufschlug, worauf sie dann nach Luthers Uebersetzung wiedergegeben wurden. Der englische Gottesdienst beginnt mit einleitenden Bußwechselsprüchen. Dann folgt die Schrift-

lection, Ermahnung zur Buße, allgemeines Sündenbekenntniß, Absolution, Vater Unser und Gesänge, schließlich Vortrag eines Psalms in der Weise, daß ein Vers immer vom Priester, der andere von der Gemeinde gelesen wird. Nach diesem Schema wurde jener erste evangelische Gottesdienst in Rom gehalten und Bunsen schreibt: „Bei unsern katholischen Landsleuten hat es großes Aufsehen erregt. Die Italiener sind rasend.“ Seit diesem ersten Versuche verlor Bunsen das Problem einer neuen Gottesdienstordnung nach anglicanischem Vorbild nicht mehr aus dem Auge. Mit seinem Studienfreunde Lücke korrespondirte er über die Anwendbarkeit der englischen Liturgie auf deutschem Boden. Aus einem Briefe an seine Schwester Christiane vom 27. September 1820 geht hervor, wie eifrig er seit Jahren alte Gebete, Lieder, Formulare für geistliche Handlungen sammelte und verglich. „Eine vollständige Liturgie für unsere Gemeinde ist lange mein Wunsch gewesen, und so habe ich mit mehrerem dahin Gehörigen mich bekannt gemacht und das Weitere mit Schmieder berathen, um zu sehen, was sich dafür thun läßt. Fast allenthalben haben die schlechten und saft- und kraftlosen neuen Lieder die vortrefflichen alten Kirchengesänge verdrängt; alle stehenden Gebetsformeln, sowie die Psalmen sind nach und nach ganz weggelassen, damit die Leute jeden Sonntag etwas Neues singen und hören mögen. Dies ist ein schändlicher Mißbrauch der evangelischen Freiheit, und die Folgen davon sind sehr verderblich gewesen. Freilich soll nicht Alles vorgeschrieben und unveränderlich sein, aber gewisse Theile des Gottesdienstes müssen es allerdings sein, wenn nicht großes Verderbniß einreißen soll.“ Als im Herbste 1822 Friedrich Wilhelm III. Rom besuchte, machte Niebuhr den Adjutanten von Witzleben, von dem man sagte, er habe dem König bei der Ausarbeitung der preußischen Agende geholfen, auf Bunsen's liturgische Studien aufmerksam, worauf der König sich in lange Verhandlungen mit diesem einließ und gerade diese waren es, die Bunsen das Wohlwollen des Monarchen zuerst eintrugen. Bunsen übergab dann Witzleben auch eine Denkschrift, wie er sich die richtige Gestaltung des evangelischen Gottesdienstes denke und der General versprach, dieselbe dem Könige vorzulegen. Schmieder, als Gesandtschaftsprediger, mußte sich natürlich an die königliche Agende halten, aber als Bunsen selbstständiger Leiter der Gesandtschaft wurde, stand es ihm sofort fest, daß es dabei sein Verbleiben nicht haben könne. Sein und Rothe's übereinstimmendes Urtheil über die Agende des Königs formulirt Rothe in einem Briefe vom 7. Juni 1827 dahin: „Sie ist in sich selbst eine völlig todte Geburt, nichts als ein Aggregat allerlei liturgischen Stoffs ohne alle individuelle Einheit und allen lebendigen Organismus. Sie wird aber in der Geschichte als ein schmähliches Zeugniß der liturgischen Unwissenheit und des Mangels an liturgischen Begriffen stehen bleiben und dazu dienen müssen, das liturgische Bedürfniß in den Gemeinden zu wecken, woraus dann seiner Zeit schon eine lebendige

Geburt hervorgehen wird." Dieses Todesurtheil über das Werk ihres Königs konnten die Freunde um so zuversichtlicher aussprechen als der Kronprinz aus seiner Zustimmung zu ihrer Meinung nirgend ein Hehl machte. So schreibt Rothe: „Die jetzige Agende, auch wenn sie in allen Gemeinden eingeführt würde, kann der Natur der Sache nach nicht länger leben als eine Generation lang." Bunsen war aber keineswegs der Meinung so lang zu warten. Als sein Sängerchor, der bisher dem Gottesdienste liturgischen Halt gegeben hatte, sich 1825 auflöste, ergriff Bunsen mit Eifer die gebotene Gelegenheit, in der inzwischen im Palazzo Caffarelli hergestellten Kapelle eine neue Ordnung einzuführen. Dabei rechnete er sofort auf Rothe, dessen Abscheu vor dem Wittenberger Gesangbuch auf mehr Geschmack schließen lasse, als sein Vorgänger Schmieder besessen habe. Zunächst wünschte Bunsen,*) gegenüber der königlichen Agende, eine richtigere Stellung der Predigt und die Ersetzung des Chors durch die Gemeinde, die allerdings auch so noch zu wenig Selbstthätigkeit haben wird, da sie doch ihre Sünden wie ihren Glauben selbst bekennen müßte, wie die alten christlichen Gemeinden thaten. Als Surrogat für diesen Mangel schien ihm zum mindesten ein neues Gesangbuch nöthig, aus dem die Gemeinde singe, was sie besser sagen würde. Wie immer schwelgte Bunsen auch bei dieser Arbeit in den umfassendsten Hoffnungen und fernsten Perspectiven. Sein Wahlspruch war: „Keine große Kirche ohne Liturgie und keine Liturgie ohne Kirche." Da nun aber Deutschland nach seiner Ueberzeugung keine Kirche hatte, die diesen Namen verdiente, sollte seine Agende der englischen Liturgie möglichst angenähert werden, die alle besten Gebete und Formeln des mittelalterlichen Cultus erhalten und evangelisch wiedergeboren habe. Seine Agende wollte den Gottesdienst wieder als Gebetsopfer fassen, weßhalb nicht die Predigt der Culminationspunkt desselben bleiben durfte, sondern Schriftlesung, Gebet, Sündenbekenntniß und Heilsversicherung, vorgetragen in Stellvertretung der Gemeinde durch den Geistlichen, und in Selbstbethätigung der Gemeinde durch Gesang, Responsorien und Antiphonieen. So war der Grundgedanke, den auch Rothe in einem Briefe an Heubner klar ausspricht, daß der Gottesdienst nicht eine passive Aufnahme des Wortes sein dürfe, sondern eine Handlung, näher die Darstellung des evangelischen Opferbegriffs, im gewöhnlichen Gottesdienste als Opfer des Gebets, an Festtagen unterstützt durch das Abendmahl. Auf diese Weise glaubte Bunsen die altchristliche Idee des Opfers, so wie die des allgemeinen Priesterthums zu realisiren. Welche Dienste ihm Rothe bei der praktischen Ausprägung dieser Gedanken leistete, hat er in Briefen an seine englischen und preußischen Freunde, sowie in seinen Mittheilungen an König Friedrich Wilhelm III. dankbar anerkannt. Rothe selbst aber stand

*) An Heubner 18. Dez. 1827.

in so fern ihrem gemeinsamen Werke mit einem gewissen Vorbehalt gegenüber, als er wünschte, daß bei Beibehaltung des Hauptschemas doch den Gemeinden die Freiheit gelassen werde, das Einzelne nach ihren Bedürfnissen um- oder weiterzubilden. Auch erklärt er, der Agende nicht die Bedeutung eines einzigen Kirchen- und Glaubensbuches beizulegen, wie sie Bunsen für sein deutsches prayer book verlangte. Betreffs einzelner Formulare hat Rothe sogar bestimmt seine subjective Opposition eingestanden, obwohl er sich nicht weigert sie zu brauchen.

Für ein Gesangbuch hatte Bunsen bereits tüchtige Vorarbeit geleistet. Der schwäbische Musiker Kocher hatte ihm die alten Sangesweisen aufgeschrieben und Baini, der Director der päpstlichen Kapelle, sowie der junge Componist Reissiger standen ihm als musikalische Berather zur Seite. Er selbst hatte nicht weniger als 2500 Lieder aus alten Gesangbüchern und anderen Sammlungen sich abschreiben lassen, aus denen er mit Rothe 150, nach seiner Meinung wirklich schöne Kirchenlieder auswählte. Darunter war keines von Gellert und nur zwei von Klopstock, denn die klassische Zeit des Protestantismus hörte für Bunsen mit dem 18. Jahrhundert auf. Bunsen's Grundsatz war, daß jedes Lied seine besondere Melodie haben müsse, damit jedem schon bei der Melodie das betreffende Kirchenlied einfalle. Am meisten Mühe machten die Psalmen, da diese ihm nach der Luther'schen Uebersetzung nicht singbar und in den gereimten Bearbeitungen geschmacklos erschienen. Von seiner Arbeit aber hoffte er, wenn es gelinge jenen Erguß der altväterlichen Frömmigkeit wieder volksthümlich zu machen, so werde sie der Anfang einer allgemeinen Glaubenserneuerung sein. Das Volk müsse sich in den alten Glauben wieder hineinsingen. Auf Grund dieser Vorarbeiten war das vorläufige Gesangbuch rasch zusammengeschrieben, dagegen nur seufzend verwendete Rothe seine kostbare Zeit auf das Studium der altkirchlichen, orientalischen und lateinischen Liturgieen, in die sich Bunsen, mit all seiner Neigung, in's Breite zu gehen, eingewühlt hatte. Bunsen aber schrieb an seine Schwester Christiane: „Hier am Sitze der römischen Größe sollte ich träge sein? Welches Glück in Rothe's Ankunft!" Eine große Schwierigkeit für diese Studien bildete freilich die Beschaffung der nöthigen Literatur. Büchersendungen wurden schon in Wien, aber auch von den päpstlichen Behörden so lang aufgehalten, daß einst Niebuhr sein Ministerium gebeten hatte, die Bücher lieber jedesmal als Käse zu declariren, damit sie rascher über die Grenze und in seine Hände gelangten. So breit, wie Bunsen seine Vorarbeiten angelegt hatte, war ein Ende nicht abzusehen. Obwohl Rothe von Musik wenig verstand, mußte er doch den langen Berathungen und Proben mit Baini beiwohnen, der die Motette Palästrina's ohne Instrumentalbegleitung, d. h. auf die einzig richtige Weise aufführte, und in zahlreichen Hausmusiken und privaten Besprechungen die Freunde in der alten Kirchenmusik unterwies. Auch die Gesänge für die sonn-

tägliche Andacht wurden mit den Vorsängern und dem Prediger im Bunsen'schen Hause eingeübt. Dadurch hatte Bunsen die Freude, seine Liturgie bald in Gebrauch zu sehen und doch unter Frances' Beistand an den flüssigen Formen noch weiter bessern und bilden zu können. Auf Savigny, der den Winter 1826 auf 1827 in Rom zubrachte und diese Gottesdienstordnung kennen lernte, noch ehe der König von ihr wußte und sie bestätigt hatte, machte sie einen guten Eindruck. Er fand in derselben mit ihren Hymnen, Responsorien, Antiphonieen und Kniebeugungen seine seitherigen pia desideria völlig befriedigt. Frances Bunsen vollends spendete ihr das höchste Lob, das eine Engländerin ihr spenden konnte, indem sie ihrer Mutter schrieb, in allen Hauptstücken sei sie dieselbe wie die der anglicanischen Kirche. Auch Rothe berichtet, daß Leute aus den verschiedensten Theilen von Deutschland sich durch Bunsen's Liturgie angesprochen fühlten und ist bescheiden genug, den zunehmenden Kirchenbesuch ihr und nicht seinen Predigten zuzuschreiben. Tholuck dagegen, der sich in diesen complicirten Formen schwer zurechtfand, war weniger von ihr entzückt. Er bekennt mehrmals während seiner Functionen sehr erschrocken zu sein, da er glaubte, etwas vergessen zu haben, und oft nicht wußte, wie die Sache weitergehe, weßhalb er die ganze Sache ablehnt, während Rothe auch hier seine Verträglichkeit und geistige Beweglichkeit bewies, indem er dem Eifer des Freundes nachgab, obwohl er ihn durchaus nicht theilte. Das Zusammenarbeiten mit Bunsen war für ihn gerade dadurch eine geistige Gymnastik, daß beide durchaus nicht über einen Leisten geformt waren. „Bunsen," sagt Rothe, „ist in seinem Herzen Episcopale, ich Presbyterianer, oder jedenfalls Antiepiscopale im generellsten Sinne des Worts ... Ferner kann ich liturgischen Einrichtungen und Verbesserungen schlechterdings nicht den hohen Werth und die Wichtigkeit beilegen wie Bunsen." Dennoch gebrauchte er das von dem Könige nicht genehmigte neue Buch, auf das Bunsen so stolz war. Daß sie mit ihrer Abweichung von der für die Gesandtschaftskapelle befohlenen königlichen Agende ihre Competenz überschritten und dem Könige gegenüber, der über seiner Agende mit gereizter Empfindlichkeit wachte, ein gefährliches Spiel trieben, verhehlten Bunsen und Rothe sich nicht. Schreibt doch auch Bunsen's Gattin an die Mutter: „Selbstverständlich wurde kein Bericht darüber nach Berlin gemacht, denn das ging nicht. Mir aber war es auffallend, wie es auch Dir sein wird, zu sehen, welche Freiheiten sich zuweilen die Unterthanen eines unbeschränkten Monarchen erlauben." Rothe nahm die Sache wie immer mit dem Gleichmuth eines guten Gewissens, Bunsen aber klopfte doch das Herz, als er im September 1827 nach Berlin befohlen wurde, um in dem Streite mit der Curie über die gemischten Ehen seinen Rath zu ertheilen, denn nun mußte er dem Könige bekennen, welche eigenmächtigen Aenderungen der Liturgie er sich in seiner Gesandtschaftskapelle erlaubt hatte. Wie sehr er nun auch in Berlin sich in der bedrängtesten Geschäftslage befand, suchte er doch auch hier

den Hymnologen von Meusebach auf, der ihm 350 Gesangbücher vorlegte, aus denen er sich die ihm unbekannten Stücke auszog. Auch kaufte er eine ganze Sammlung von Gesang-, Choral- und Kirchenbüchern auf, die er in Rom durcharbeiten wollte und noch am 17. August 1830 schreibt Frances: „Karl arbeitet wie ein Pferd an seiner Liedersammlung." In der Ausstattung des Doms fand er die königliche Liturgie erbaulich, aber die Prediger waren nach seiner Meinung an Tiefe mit Rothe nicht zu vergleichen. Vom Könige und den Prinzen wurde der römische Geschäftsträger so ausgezeichnet, daß ein Höfling zum andern sagte: „Nun bleibt dem Könige nichts mehr übrig als ihn noch zu adoptiren." Auch die liberalen Beamten beobachteten diese Fortschritte des als Pietisten geltenden Diplomaten mit Mißtrauen. „Hier erschöpfen sie sich in Vermuthungen," schreibt Bunsen an seine Gattin. „Die mir Günstigen lassen mich diesem oder jenem Staatsminister nachfolgen, die Ungünstigen sagen aber, daß ich arbeite, um dem Papste Nachricht zu bringen von der bewerkstelligten Vereinigung der Pietisten mit den Jesuiten."

Je größer nun das Zutrauen war, das der König ihm entgegenbrachte, um so mehr brannte es Bunsen auf der Seele, ihm zu beichten, wie er und Rothe sich in der dem Herrn so wichtigen Agendensache eigenmächtige Schritte erlaubt hätten. Der König, der keinem Pastor eine Zulage bewilligte, wenn er seine Agende nicht eingeführt hatte, konnte möglicher Weise über die Wiederabschaffung der bereits eingeführten durch seinen eigenen Gesandten sich sehr entrüsten. „Aber," schreibt Bunsen, „ich konnte dem väterlich milden Angesicht nicht mehr gegenüberstehn, ohne daß er Alles wußte." So übergab er dem General von Witzleben seine römische Agende und Gesangbuch mit einem Memorandum, in dem er aus den besondern Verhältnissen der kapitolinischen Gemeinde es rechtfertigte, daß er sich gestattet habe, die königliche Agende außer Gebrauch zu setzen. Die Gegner hofften von dem Bekanntwerden dieser entsetzlichen Thatsache den Sturz des Günstlings. „Der Kronprinz zitterte, und ließ mir durch Gröben sagen, er begleite mich mit seiner Fürbitte." Anfänglich schien der König auch verstimmt. Er legte die Sendung, ohne Witzleben ein Wort zu erwidern, auf seinen Tisch. „Eine schreckliche Pause folgte," schreibt Frances an ihre Mutter, „und Karl vernahm, der König habe ein starkes Mißfallen geäußert." Man erwartete Bunsen's Fall. Welch seltsames Preußen, in dem das Schicksal seines römischen Vertreters nicht von diplomatischen Erfolgen oder Mißerfolgen, sondern von den Sonntagsgebeten in seiner Kapelle abhing! „Oh das Geklatsche in Berlin!" ruft Bunsen's Gattin in einem Briefe an ihren Mann entrüstet aus. Zum Glück verlief alles viel besser als Freund und Feind gedacht hatten. Da der König selbst in Rom Schmieder nach seiner Agende hatte fungiren hören, war er freilich betreten, daß Bunsen ihm diese Station wieder abgejagt hatte. Er durchblätterte, wie Witzleben berichtete, die

Agende Bunsen's und Rothe's flüchtig und ärgerlich und stieß einige seiner bekannten Infinitivsätze aus, des Inhalts, er sehe nicht ein, warum so viel geändert sei, das Aendern bringe nicht weiter. Aber schon nach zwei Tagen erhielt Bunsen wieder eine Einladung zur Tafel und als Witzleben in einer Vorlesung Humboldt's ihm mittheilte, der König wolle ihn selbst sprechen, rief Bunsen: „Gott sei gepriesen!" Der König sagte ihm nun in der Audienz geradezu, daß ihm Bunsen's „Aufsatz" zuerst sehr mißfallen habe. „Habe ihn auch bereits abgegeben gehabt und wollte nichts damit zu schaffen haben." Als er sich dann aber Bunsen's Denkschrift habe vorlesen lassen, da habe er gesehen, daß Bunsen's Abänderungen sich in einer ganz andern Richtung bewegten als diejenigen, mit denen man ihn hielands so oft ärgere. Auch erkannte er an, daß die zum großen Theil aus Nichtpreußen bestehende Gemeinde in Rom ein Recht habe, sich selbst ihre Liturgie zu wählen. Der Gesinnung Bunsen's lasse er alle Gerechtigkeit widerfahren. „Es spricht sich ein schöner Geist in Allem aus." In Bunsen's Vorlage hatte er seine Bemerkungen eigenhändig eingetragen und über sie ließ er sich in eine Correspondenz mit Bunsen ein, nach der er schließlich die ganze Ordnung genehmigte und die Drucklegung befahl. „Eine recht ordentliche Controverse, die wir gehabt haben," sagte er Bunsen in der anberaumten Abschiedsaudienz. Aber noch nach derselben erhielt Bunsen den Befehl, seine Abreise aufzuschieben, was die Berliner Gesellschaft wiederum zu den verwegensten Vermuthungen veranlaßte. Der Grund war aber, daß Bunsen den Druck seiner Agende überwachen sollte, zu der der König nun selbst eine Vorrede schrieb. Mit dieser Gnadenerweisung schlug der König nicht nur alle weitern Versuche, gegen Bunsen aus dieser Angelegenheit Capital zu machen, ein für alle mal nieder, sondern er hinderte seinen unruhigen Günstling auch an neuen Aenderungen, indem er diese Form mit möglichster Feierlichkeit sanctionirte. Als Bunsen dann die fertigen Exemplare überbrachte, sprach ihm der König nochmals seinen Beifall aus und befahl ihm, auch Rothe, dessen Mitarbeit Bunsen nicht verschwiegen hatte, seine volle Anerkennung zu melden. Als Bunsen das genehmigte Buch endlich in Händen hielt, schrieb er an Rothe: „Es scheint mir wie ein Traum!" So durfte der Glückliche am 12. April 1828, mit Gnaden überhäuft, wieder abreisen und auch Rothe konnte von Glück sagen, daß sich das drohende Gewitter in hellsten Sonnenschein aufgelöst hatte. Während Bunsen aber nach diesem bescheidenen Erfolge sofort von einem Siegeslaufe seiner Liturgie durch die ganze evangelische Kirche träumte, schüttete ihm Frances wieder in ihrer Weise Wasser in den Wein und Rothe schreibt, auch er könne die Riesenträume seines Kirchen-Politicus nicht mitträumen. „Bunsen," heißt es in einem Briefe vom 22. April 1828, „scheint von dem Erfolge seiner liturgischen Operationen ganz berauscht. Ich werde Mühe haben ihn wieder ein wenig abzukühlen." „Meine Abneigung gegen alles Reformiren von außen

her, gegen alles Helfenwollen durch Verbesserung der äußern Formen des Kirchenthums wird immer entschiedener, und meine Ueberzeugung immer lebendiger, daß auch die neue geistliche Schöpfung aus geheimen unscheinbaren Quellen hervorgehen wird, also daß aus Nichterscheinendem das Sichtbare sich gestaltet. Hebr. 11, 3."

Für die allgemeine europäische Politik interessirte sich Rothe, trotz seines ständigen Verkehrs mit den Gesandten, so wenig, daß er in Rom, wie er selbst schreibt, nie eine Zeitung in die Hand nahm. Sein noch immer stark idealistischer Standpunkt war, man solle die Menschen bessern, dann würden auch die Zustände besser werden. Daß die Besserung der Menschen aber gar sehr von der Besserung der Einrichtungen abhängt, erkannte er erst später. Trotz dieses Verzichtes auf politische Lecture waren aber die katholischen Zustände, wie sie in Rom sich ihm aufdrängten, ein Gegenstand seiner beinahe leidenschaftlichen Abneigung und haben nicht wenig zu seinen späteren antiklerikalen Anschauungen beigetragen. Zuweilen erinnern seine Auslassungen sogar an Theodor Parker's drastische Briefe „aus der Hauptstadt des Humbughs", nur daß bei Rothe die Entrüstung und die Trauer überwiegen.

Der Papst, unter dem Rothe in Rom lebte, war Leo XII., Della Genga, 1823—1829, einer der Leidensgefährten Pius' VII. und darum doppelt conservativ. Als Nuntius in Deutschland übel berüchtigt war er auch den Römern verhaßt durch seine Strenge und seine reactionären Maßregeln. Seine Inquisition, die sich nicht blos auf den Glauben bezog, sondern auch den Carbonari und der galanten Jugend nachstellte, füllte die Gefängnisse. Er machte das römische Leben unfroh und als er 1829 gerade vor dem Carneval starb, sagten die Römer: „Das that er nur, um uns auch sterbend noch den Spaß zu verderben."

Der Tod Consalvi's, im Januar 1824, war das erste bedeutende Ereigniß, das Rothe in Rom, gleich nach seiner Ankunft, erlebte. Consalvi hatte durch seinen unbeugsamen Widerstand dem ersten Consul das französische Concordat abgerungen, er hatte, ohne materielle Machtmittel hinter sich zu haben, auf dem Wiener Congreß die Wiederherstellung des Kirchenstaats durchgesetzt, indem er die Diplomaten an ihrem eigenen Zopfe der Legitimität anspannte, so daß selbst Talleyrand sagte: „Das war der schönste Schachzug am grünen Tisch!" Als Staatssecretär hatte er dann ringsum mit den europäischen Staaten seine Concordate geschlossen und selbst mit Niebuhr die Circumscriptionsbulle verabredet, die die katholische Kirche in Preußen zunächst wieder zu einer gefährlichen Macht zusammenfaßte, woraus sich alles Andere in den bekannten Phasen von selbst entwickelt hat. Der neue Papst, schon lang Consalvi's Gegner, hatte ihn vom Staatssecretariat entfernt, da nun ein derberer Faden gesponnen werden sollte, hatte ihm aber den Vorsitz der Propaganda übertragen, um das

Gehässige der Maßregel zu mildern. Im Januar 1824 starb Consalvi. Bunsen, der noch immer an die tiefe Weisheit von Niebuhr's conservativen Recepten glaubte, war vom Tode des alten Kirchendiplomaten tief ergriffen. „Ich ging mit Carl," schreibt Frances Bunsen, „die Leiche Consalvi's noch am Todestage zu sehen, und der Anblick war sehr ergreifend. Aller Kampf zwischen Schmerz und Leidenschaft, den er gewöhnlich durch einen angenommenen Ausdruck zu verbergen suchte, war geschwunden." Der Tod hatte auch das Angesicht des Cardinals wahr gemacht. Noch mehr erschütterte Frances die Todtenfeier in S. Marcello und das Dies irae von Pittoni. Um so ablehnender spricht sich Rothe über diese Exequien aus, „eine Feierlichkeit, der ich auch nicht den geringsten Geschmack abgewinnen konnte, ohne Salz, Licht und Feuer. Auch die Musik dabei war nach meinem Gefühl keineswegs ausgezeichnet. Die Ausschmückung der übrigens kleinen Kirche, und der Luxus, der mit den Wachskerzen getrieben wurde, zogen mich am meisten an. Ach, ich kann gar nicht sagen, wie mich dasjenige, was ich bisher von dem hiesigen Cultus gesehen habe, anekelt. Wie gerade hier ein Protestant Lust bekommen kann, zur katholischen Kirche überzutreten, ist mir rein unbegreiflich. Hier lernt man es erst recht empfinden, wie dankbar man Gott dafür zu sein hat, daß man ein evangelischer Christ ist." So rasch verbleichten die früheren katholisirenden Phantasien des romantischen Candidaten gegenüber der römischen Wirklichkeit. Ueber Consalvi's hauptsächliche Schöpfung, den wiederhergestellten Kirchenstaat, gab Bunsen in einem späteren Memorandum, das alle Vertreter der Mächte in Rom unterzeichneten, ein vernichtendes Urtheil ab, nachdem er lang starke Schönfärberei getrieben hatte. Rothe schrieb schon im ersten Jahre seines römischen Aufenthalts: „Es ist eine schwere Verantwortung, welche die Regierungen dieses von Gott so gesegneten Landes auf sich lasten haben." Die Sicherheitszustände waren die traurigsten. Am 5. September 1826 meldet Rothe dem Vater: „Die Barbaresken haben bei Fiumicino ein päpstliches Schiff mit Getreide gekapert." Der Briganten im eigenen Staate weiß die päpstliche Regierung nur so Herr zu werden, daß sie den gefährlichsten eine Civilversorgung in der Staatsverwaltung verwilligt. So trafen Rothe's Freunde in Pratica, dem alten Lavinium, einen Kerl, von dem Richter folgende Beschreibung macht: „Seine Abenteuer, Einbrüche, Todtschläge, blutigen Kämpfe mit den Gendarmen waren ihm höchst ergötzliche Erinnerungen, die er mit einem grinsenden, grausam kalten Gesichte zum Besten gab." Jetzt war er in der nächsten Nähe der heiligen Stadt — Gefängnißwärter. Die geflissentlichen Zerstreuungen, mit denen diese traurige Regierung ihre Unterthanen über das politische Elend hinwegtäuschen wollte, machten in Rothe's Augen die Sache nicht besser. Trotz der Brotspenden bei Leo's XII. Ausfahrten hörte er den Ruf der Menge um wohlfeileres Brot und als er zum ersten Mal das Abbrennen der berühmten Girandola am Tage

von Peter und Paul gesehen hatte, schrieb er in heller Entrüstung: „Um des Himmels willen, die ganze Verkehrtheit der römischen Kirche kann sich doch wahrlich nicht deutlicher aussprechen, als wenn sie ein religiöses Fest mit Kunstfeuer begeht.“ Das Jahr 1825 war durch einen Jubelablaß ausgezeichnet, der schon am 24. Dezember 1824 „mit dreistündigem betäubendem Läuten aller Glocken und der gehörigen Portion von Kanonenschüssen“ angekündigt wurde. Der Eröffnungsfeier selbst wohnte Rothe an Bunsen's Seite in der Peterskirche bei, aber von der Vorlesung der Gnadenbulle vermochte er wegen des Geräusches der dicht gedrängten Volksmenge kein Wort zu verstehen, während draußen, wo ihre Damen im Wagen saßen, Boten, geleitet von einem Trompeter, nach allen Gegenden der Stadt sprengten, um das große Ereigniß der christlichen Welt zu verkünden. Um so interessanter waren die Vorgänge auf dem Porticus, wo die Loge der Diplomaten unmittelbar neben der des heiligen Vaters lag. „Wir hatten hier den Vortheil, daß wir den wie den leibhaftigen Tod aussehenden und sichtlich sich kaum aufrecht erhaltenden Leo XII. auf der sella gestatoria unmittelbar vor unserer Nase vorbeitragen sahen.“ Das wundervolle Rundbild über die dichtgedrängte Menge hinweg auf die ewige Roma und die Landschaft bis zu den blauen Albanerbergen machte Rothe dagegen großen Eindruck. „Wenn einer von Herzen Papst ist, wie es der weibische, bigotte Leo XII. entschieden nicht ist, kann ich mir keine erhebendere Situation denken als von hier aus den Segen über diese Welt auszusprechen. Das Volk aber empfängt jetzt diesen Segen mit blutwenig Dank und Ehrerbietung. Unter Pius VII. soll das ganz anders gewesen sein.“ Der Ablaß selbst schien darum auch anfänglich wenig zu ziehen. „Das Jubeljahr sollte,“ schreibt Rothe, „an allen Straßenecken angeschrieben stehn, wenn man es in Rom merken soll. In den vier Basiliken sieht man zwar gewöhnlich eine Anzahl Leute, die von der Indulgentia plenaria profitiren wollen, aber das sind fast lauter Römer. Die Zahl der Pilger, unter denen die Herzogin von Lucca eine Hauptrolle spielt, beläuft sich nie über 30 und das ist fast lauter eigentliches Lumpengesindel.“ Später meldet Rothe nachhause, das Gnadenjahr habe mit dem Zuzug entsetzlichen Gesindels begonnen, befinde sich aber mit der wärmeren Jahreszeit besser und da jeder Pilger drei Tage frei verpflegt wird, fehlt es natürlich nicht an Nachschub.

Ganz anders als auf den eifrigen jungen Prediger wirkte die große Wallfahrt auf seine toleranteren Freunde. Der gutherzige Bunsen erquickte sich an diesem Schauspiel „kindlicher Treue und Hingebung“. Richter erzählt mit Rührung, wie er und seine Gefährten zu Sora einigen alten Frauen Bescheid geben mußten, daß sie noch hinter Venetia über den Bergen zuhause seien, worauf diese kopfschüttelnd erwiderten: „Dio mio, so weit habt Ihr guten Kinder, um nach Rom zu kommen. Wenn Ihr an S. Peter's Grab betet, so gedenket auch unser.“ — Der gut protestantische Schnorr vollends kann sich nicht satt sehen

an den herrlichen Campagnolen. „Abgesehen von den wunderbaren und schönen Landestrachten, die sich dem Auge darbieten, ist besonders die Einfachheit und Großartigkeit der Gestalten, ihre Geberdung und die ganze Art, sich zu benehmen und sich auszudrücken, ebenso auffallend als lehrreich für den, der Sinn und ein offenes Auge dafür hat . . . Viele ärgern sich nur, täglich und stündlich schmutzige Pilger und Gebete murmelndes Volk zu sehen, die schaden nur sich selbst.“ Rothe gehörte unzweifelhaft zu diesen Letzteren, denn er schreibt: „Processionen finden seit Ostern alle Tage zu Dutzenden statt. Was man da für Dinge sehen muß! Wie oft blutet uns das Herz bei diesem Anblick! Die armen Blinden, die sich müssen leiten lassen, ohne sehen zu können und zu dürfen! Mit den blinden Leitern selbst ist es schwerer Bedauern zu haben.“ Mit dem Erfolg des Gnadenjahres im Ganzen war man aber auch in Rom nicht zufrieden und auf die Durchbruchseite der Jubiläumspforte malte eine geschickte Hand nächtlicher Weile eine große Flasche, italienisch fiasco, an der die Processionen nun vorbeiziehen mußten. Nicht minder entrüstet als über den anno santo ist Rothe über die Heiligsprechung des spanischen Mönchs Julian, dessen Bild über das Osterfest im St. Peter an einem Altar ausgestellt war, wie er gebratene Vögel vom Bratspieß abzieht und heil und gesund in die Lüfte fliegen läßt. Die Römer selbst nannten das eine burletta. Das umgekehrte Wunder hätten sie sich eher gefallen lassen. Um so mehr Beifall fand die Opern und Tanzmusik, die dem heiligen Julian zu Ehren vor allen großen Kirchen gemacht wurde.

Seit 1826 nahm auch die politische Spannung wieder zu und Rothe schreibt dem Vater, sie lebten in der Zeit einer drückenden Gewitterschwüle. Man begreift dieses Urtheil, wenn man sich erinnert, wie Leo XII. alle heilsamsten Reformen Consalvi's rückgängig machte. Das Grundgesetz des Kirchenstaats, das proprio motu Pius' VII., wurde in der Praxis mit Füßen getreten, die Finanzverwaltung verwirrt, die wenigen höheren weltlichen Beamten durch Prälaten und Priester ersetzt und die Barone ermuntert, die Patrimonialgerichtsbarkeit wieder an sich zu nehmen. Die Sanfedisten hetzte die Regierung selbst gegen die Carbonari, so daß alle Gefängnisse sich füllten. Es war, als ob die Gehülfen des Papstes eine Revolution provociren wollten, um die letzten Reformen rückgängig machen zu können, die aus der Napoleonischen Zeit noch übrig waren. Bunsen hatte trotzdem keine Sympathie für die italienischen Oppositionsparteien. „Die Regierungen sind schlecht,“ sagte er, „aber die Völker sind noch schlechter.“ Mit wärmerem Antheil verfolgte Rothe den Verlauf der Bewegung. „In Rom selbst,“ schreibt er, „regt sich das unruhige Uebel politischen Mißvergnügens noch immer. Der Vatican ist sehr streng bewacht. Freilich sind viele Maßregeln der Regierung so beschaffen, als wollte man absichtlich böses Blut nicht stillen, sondern stiften. Es ist in den rein

katholischen Staaten ein Gift, wider welches im Schooß ihrer Kirche kein Kraut gewachsen ist. Worauf will eine Regierung noch rechnen, wenn in dem Volke nicht blos der positiv-kirchliche, sondern überhaupt jeder religiöse Glaube erstorben ist?" ... Eine Hauptstütze der Regierung war schon damals der tapfere Monsignore Mastai Feretti, Bischof von Rieti, der nachmalige Pius IX. Nach Rothe's Abgang aus Rom kam es auch an seinem Bischofssitze zur Revolution. Der Bischof trat zuerst den Führern in der Mitra und den pontificalen Gewändern entgegen und hielt ihnen eine milde und fromme Ansprache. Als aber die Revolutionäre nur mit frechen Reden erwiderten, nahm er Bischofsmütze und Meßrock ab, holte aus seinem Schreibtisch den Orden der Ehrenlegion, den er ansteckte, und nun überschüttete er die Bande mit einer Fluth von Schimpfworten, wie sie nur das italienische Lexikon kennt. Das wirkte. Die Leute räumten den bischöflichen Palast und bei dem ersten Zusammenstoß mit den Truppen liefen sie wie die Hasen.

Gestaltete sich unter diesen Eindrücken Rothe's Urtheil über das Papstthum immer schroffer, so konnte er auch die Verhandlungen seines Freundes über die Regelung der staatlichen Beziehungen Preußens zu Rom gewiß nur mit Sorge verfolgen. In den Briefen spricht er darüber freilich nicht, aber daß Bunsen ihn in dieselben nicht soll eingeweiht haben, ist bei dessen sonstigem Mittheilungsbedürfniß ausgeschlossen, dagegen entspricht es völlig Rothe's gewissenhafter Treue und taktvoller Discretion, daß er das Anvertraute keinem Dritten gegenüber berührte. Gerade in dem Jahre, in dem Rothe Bunsen's Hauscaplan wurde, war der Streit über die gemischten Ehen entbrannt, in dem Bunsen seine diplomatische Befähigung erweisen sollte. In den östlichen Provinzen Preußens galt die Bestimmung, daß die Kinder gemischter Ehen dem Bekenntniß des Vaters folgten. Durch eine Kabinetsordre des Königs vom 17. August 1825 wurde diese Ordnung nun auch für die westlichen Provinzen eingeführt. Nach protestantischer Logik schien es undenkbar, daß eine Ordnung, die die katholische Kirche in Schlesien unweigerlich befolgt hatte, in Westphalen und am Rhein ein Sakrileg heißen könnte, und daß das Seelenheil des Westphalen gefährdet sei, wenn er dasselbe thue, was der Papst dem katholischen Schlesier schon längst erlaubte. Aber die rheinischen Priester verweigerten die Einsegnung gemischter Paare, wenn sie nicht vorher das Versprechen katholischer Kindererziehung erhalten hatten. Da die rheinischen Bischöfe behaupteten, ohne päpstlichen Dispens könnten sie der neuen Kabinetsordre nicht nachkommen, sollte Bunsen einen solchen in Rom betreiben, aber die Verhandlungen kamen nicht von der Stelle. Im Herbst 1827 wurde dann bekannt gegeben, der preußische Ministerresident reise eigens nach Berlin, um die für das alte Museum erworbene Madonna Colonna dorthin zu überbringen. Der wahre Grund war aber, daß man Bunsen's Meinung über den ausgebrochenen Kirchenstreit

hören wollte. Optimistisch, wie er war, rieth Bunsen, die Frage, in der die Bischöfe Schwierigkeiten machten, im Einverständniß mit der Curie zu lösen und er selbst glaubte, im Vatican Boden genug zu haben, um die Sache zu einem gedeihlichen Ziele zu führen. Er empfahl sogar, in den Rheinlanden die Civiltrauungen abzuschaffen, um die Curie von dem guten Willen der Regierung zu überzeugen. Zum Glück ließ sich Altenstein darauf nicht ein, und allen optimistischen Versprechungen Bunsen's zum Trotz sollte man bald erfahren, welche Thorheit es war, über die Gültigkeit preußischer Landesgesetze mit römischen Prälaten zu verhandeln. Als Rothe im Herbst 1828 Rom verließ, war die Frage nicht weiter als zu Anfang.

Nachdem Rothe nun eine Reihe von Jahren in den neuen Verhältnissen gewirkt hatte und wie er sich selbst nicht verhehlen konnte, ein Anderer geworden war, konnte er auch, ohne unwahr zu werden, im Verhältniß zu Hahn, Heubner und den andern pietistischen Freunden es nicht bei den alten Verkehrsformen belassen. Allmählich, aber völlig rückhaltslos, rückt er mit der Erklärung heraus, daß er nicht nur selbst kein Pietist mehr sei, sondern auch den ganzen pietistischen Betrieb der Frömmigkeit entschieden ablehne. Nicht zum wenigsten trug zu dieser Umstimmung die Erfahrung bei, die er mit den Parteigenossen seiner Freunde in Rom selbst machte. Er bemerkte bald mit Verdruß, wie conventionell der vornehme Kreis, der ihn in Rom umschwirrte, in seinen angeblichen Seelenbedürfnissen war. Der Verkehr mit den frommen Baronessen und gräflichen Ekklesiazusen, die über alle Richtungen und Bücher und Menschen aburtheilen, „obwohl sie selbst das Leben nur durchs Fenster ansehn", öffnet ihm die Augen dafür, wie viel an dieser vornehmen Frömmigkeit leeres Gethue ist. Ihm wird bei ihrem Gerede wind und wehe, „da die Religion für diese Damen nur dazu da zu sein scheint, um den ästhetischen Zuckerstoff schmetterlingsweise daraus zu saugen". „Sie glauben in vollem Ernste schon alles zu haben, worüber sie einige gute Gedanken und Sentiments, die sie bei der gehörigen Dosis von Langerweile, an der es ihnen nie fehlt, mit Leichtigkeit ausbrüten, äußern können. Das richtet auch von Natur edle und vortreffliche Naturen völlig zu Grunde und bringt sie um allen gesunden Wahrheitssinn." Arnold Ruge hat die Pietisten eingetheilt in ordinäre und parfümirte. Die letzteren waren es, die, nicht zu Rothe's Freude, in Rom vorherrschten. Je länger, je mehr verlangt ihn, wieder „unter Menschen und nicht so unter Puppen in menschlicher Gestalt zu leben", die nach Tholuck's Ausdruck nur zur Kirche kommen per divertirsi. Der Pietismus auf Reisen hat ihn aber überhaupt gelehrt, wie viel in der gewöhnlichen Praxis der Erweckten Menschenwerk und nicht lauter ist. Seit er das erkannt, sucht er das Reich Gottes nicht mehr, „an der Landstraße, weder der gelehrten Welt, noch der geistlichen Reisebekanntschafts- und Gemeinschaftssucht, die in so viele Christen unserer

Tage gefahren ist, und die gewiß ebenso unförderlich und zum Theil unlauter ist, wie großen Theils die Art und Weise, auf die man in unserer Zeit für das Reich Gottes nach außen mit großem Lärmen und sehr wenig in der Wahrheit wirkt". „Namentlich ist es ein großes Mißverständniß, wenn man meint, daß die christliche Gemeinschaft durch eine ausgebreitete Bekanntschaft mit solchen bestehe, die sich zum Glauben an den Gekreuzigten bekennen. Das Reich Gottes steht nicht in Bekanntschaften und sogenannten Freundschaften. Eine äußerliche Bekanntschaft, die nicht auf dem sichern Boden unseres Berufes beruht, ist etwas Drückendes und Widernatürliches. Freunde kann man der Natur der Sache nach nur wenige haben und darum ist jenes ausgebreitete Freundschaftswesen eine widerliche Eitelkeit derer, die aus der Gottseligkeit ein Gewerbe machen, oder wenigstens einen Dilettantismus und eine manière de se bien amuser." Von dieser allgemeinen Erfahrung macht er aber gar bald auch die Anwendung auf die durch die deutschen gläubigen Brüder mit großem Lärm betriebenen rettenden Maßregeln. Er will gern an seinem Theil die Schmach mittragen, die durch den Unverstand der Bekenner und seinwollender Helfershelfer Christi auf das Häuflein seiner Gläubigen fällt. Segen erwartet er aber von all dem nicht, „auch nicht von den ganz politischen und weltförmigen Missions- und Bibelgesellschaften. Das sind nicht die Wege des Herrn." Auch über den Segen der Erbauungsstunden denkt er nicht mehr wie früher. Das gemeinsame Lesen der Schrift war ihm stets ein Genuß, aber durch das Hin- und Herreden über dasselbe ist ihm derselbe nicht selten getrübt worden. „Die Gemeinschaft, die ein Prüfstein sein sollte, um zu erfahren, was in und an uns ächt und unächt ist, mißbrauchen wir gar so leicht zur Selbsttäuschung." Darum ist er froh, daß ihn Gott aus jenen Verhältnissen erlöst hat. „Fremder Einfluß und namentlich die Stellung in der Mitte irgend einer Art von Partei übt eine nicht unbedeutende und, wenigstens für mich, geradezu lähmende Gewalt. Viele äußerliche Anregungen haben die Entwicklung meines geistigen Lebens gewöhnlich gehemmt, selten gefördert. Eine lebendig sprudelnde Quelle ist gottlob in mir und es ist weit gefehlt, daß die Einsamkeit sie versiegen ließe." Klingt das wie eine Kündigung des Parteidienstes, so kann man es nur als Mahnung und Warnung auffassen, wenn er dem nach Leipzig berufenen Schwager Hahn, der dort alsbald den giftigen Rationalistenstreit entfesselte, in demselben Briefe vom August 1826 den wohlgemeinten Rath auf den Weg gibt, nicht als Erweckungsprediger aufzutreten. „Es ist viel leichter, eine sogenannte Erweckung hervorzubringen, wenn man dem Evangelium den Anstrich einer gewissen menschlichen Manier gibt, als wenn man es ganz in seiner eigenthümlichen Gestaltlosigkeit, da es eben wie das klare frische Wasser ist, vorträgt, aber es ist unrecht." „Man muß sich in unsern Tagen immer mehr darauf gefaßt machen, nicht nur ein: ‚wird die Welt mich gleich ver-

nichten', sondern auch ein: ‚will mich auch selbst Zion richten', zu singen. Es eifern Viele aber leider mit Unverstand." Und nachdem er so über alle Lieblingsinstitute Heubner's und Hahn's seine Meinung gesagt, hält er auch über die Personen nicht mehr mit seinem Urtheil zurück. Er will hoffen, „daß Tholuck jetzt in Halle sein eigentliches Talent der gelehrten Exegese wieder hervorsuchen wird, dadurch wird der, der durch seine Gaben darauf gewiesen ist, mehr ausrichten als durch ein Dutzend Tractaten und Missionsgesellschaften". Tholuck's Commentar zum Römerbriefe war ihm bei seinem Mangel an Literatur in Rom besonders werth, „aber er ist eine flüchtige und halb verdaute Arbeit, weit unter dem, was Tholuck hätte leisten können, wenn er seine seltenen Gaben und Mittel angestrengt und auf einen Punkt concentrirt hätte". So will er ihm und einigen Andern „die Frage ernstlich in's Gewissen schieben, ob sie denn wirklich die Erlaubniß haben, ihre edlen Kräfte in Beschäftigungen zu verschwenden, die für sie Allotria sind". „Nicht in christlicher Ordenstracht, sondern ganz incognito in dem allgemein anerkannten Gewande ernster Menschen, in allen wirklich edlen Bestrebungen der menschlichen Thätigkeit zum gemeinen Besten, sollen die Christen die Fahnenträger sein. Das unmittelbare Hinarbeiten auf Erbauung erbaut nicht halb so sehr, als das mittelbare, es kann aber überdieß gar leicht die Veranlassung zu ungesunden Säften werden. Unter das faule Geschwätz rechnet der Apostel durchaus nicht blos das Weltgeschwätz." So bezeichnet Rothe selbst als das eigentliche Resultat seines Lebens in der großen Welt und des intimen Verkehrs mit Bunsen, daß er die frommen Allüren und pietistischen Mätzchen los geworden ist. „Das Bewußtsein mit der Frömmigkeit etwas Absonderliches vor andern Leuten voraus zu haben, tritt immer mehr zurück, Thun und Lassen, äußeres und inneres Leben verliert alle eigentliche Form und Manier, unser inneres Leben in Christo wird einem Tranke reinen und frischen Quellwassers ähnlich, das keinen Geschmack und Farbe hat, aber erquickende und belebende Kraft. Das ist ungefähr der Gang, den der Herr hier in Rom mit mir genommen hat." Von diesem Standpunkte aus betrachtet er die Erweckung in der Heimath nicht mehr wie vordem mit andächtig gefalteten Händen und vermag in Tholuck's Siegeshymnen keineswegs einzustimmen. Im Gegentheil ist er „weit entfernt, alle Erscheinungen zu loben und zu billigen, in denen sich in unsern Tagen das wieder aufwachende, christliche Leben kund gibt; es ist viel Salzloses, Mattes, Ungesundes und also sehr Verderbliches darunter, und eine erleuchtete Regierung könnte in dieser Hinsicht viel Segen wirken". Geholfen freilich hat diese Predigt an Hahn gar nichts und er selbst sieht das voraus, indem er humoristisch schließt, Hahn werde ohne Zweifel über diesen Brief lachen und zu der Schwägerin Christel sagen: „An dem Rothe haben wir eine curiose Acquisition von Schwager gemacht."

Die Arbeitsamkeit und Concentration auf eine große Aufgabe, die Rothe Tholuck predigte, predigte er aber auch sich selbst und da konnte er sich nicht verhehlen, daß die Verzettelung seiner besten Kraft auf hundert verschiedene Pflichten und Angelegenheiten ihm auf die Dauer keine Befriedigung gewähre. Er klagt, daß oft sein ganzes Tagewerk in unvorhergesehenen Abhaltungen bestehe, und seitdem nachgerade das dritte Jahr in diesem Saus und Braus verrauscht war, mußte er sich sagen, daß eine Stelle wie diese ihn unmöglich für das ganze Leben festhalten dürfe. Bei dem steten Wechsel der Fremdenbevölkerung zerrann ihm seine Arbeit unter den Händen. Sowohl für seine Predigten wie für seine kirchengeschichtlichen Vorträge hatte er nach drei Jahren bereits ein völlig neues Publicum vor sich. „Sie hören nicht die folgenden Gesänge," konnte er mit Goethe sprechen, „die Seelen, denen ich die ersten sang; Und was sich sonst an meinem Lied erfreuet, wenn es noch lebt, irrt in der Welt zerstreuet." „Von den Malern, die den Anfang der kirchengeschichtlichen Vorträge gehört hatten," schreibt er, „sind nur noch wenige übrig." Dafür waren neue Ankömmlinge da, „die aber den Schwanz der Kirchengeschichte, ohne den Kopf und Rumpf zu kennen, natürlich nicht recht verdauen konnten; und als ich ihnen die Wahl stellte, ob ich die Kirchengeschichte wieder von vorn anfangen, oder ein biblisches Buch mit ihnen durchgehen sollte, zogen sie zu meiner großen Satisfaction das letztere vor". So legt er ihnen das Johannesevangelium so aus, daß ihnen der sensus literalis, der volle Gedankensinn und Zusammenhang klar wird. „Alles gesalbten Gewäsches über die Anwendung, die oft wie die Faust aufs Auge paßt, enthalte ich mich streng. Die erbauliche Sauce, die man darüber gießt, verdirbt nur den Magen." Aber auf die Dauer erwiesen die exegetischen Betrachtungen sich doch nicht so anziehend wie die geschichtlichen. Der Besuch wurde schwächer und schlief zeitweise ganz ein. Sein persönliches Verhältniß zu den Malern litt dadurch nicht. Im Jahr 1827 schloß er sich sogar ihrem gemeinsamen Ausflug in die Sabinerberge nach Subiaco und Olevano an. In Olevano genoß er die Gastfreundschaft einer Patricierfamilie, deren Sohn er in Rom kennen gelernt hatte. Derselbe sollte dort bei einem Pfarrer Theologie studiren, doch bestand das Studium vorläufig darin, daß der Pfarrer, statt ihn zu unterrichten, ihn in seiner Küche beschäftigte, was für diese kirchlichen Zustände recht charakteristisch ist. Ein ächt römisches Fest feierte Rothe am 12. Mai 1827 mit den Künstlern, als Schnorr seinen Orlandocyclus in der Villa Massimi vollendet hatte. Bunsen und Familie, Kestner, der Sohn von Werther's Lotte, Platner, erst Maler, dann Diplomat, der Architekt Stier, ein Vetter Rudolf's, die Gattin des Landschaftsmalers Eggers und andere Freunde versammelten sich in der Villa Massimi und ließen sich die Fresken zeigen und erklären. Von da siedelte man nach einem benachbarten Gärtnerhause über, das malerisch in eine antike Wasserleitung hinein-

gebaut war. Hier unter einer Weinlaube, aus der man die ganze Umgegend übersah, war die Tafel aufgeschlagen. Zuerst wurde die Gesundheit von Schnorr's Vater getrunken, an dessen Geburtstag die Enthüllung der Fresken stattgehabt hatte. Andere Reden folgten, dann kamen Landmädchen, die Erdbeeren auftrugen und Saltarello tanzten. Auch ungerufene Burschen und Mädchen fanden sich ein. Zuerst tanzten immer zwei und zwei abwechselnd, endlich alle, und von der großen Lustigkeit fortgerissen mischte sich endlich auch der Flötenbläser unter die Tanzenden, ohne dabei aber sein Instrument zu versäumen. „Wir waren überaus fröhlich und glücklich," schreibt Schnorr. „Zwischen allen aber bewegte sich unser Pfarrer und seine Frau," Rothe mit seinem „herrenhuthischen" Louischen. Rothe selbst war voll Freude über das glückliche Ergebniß von Schnorr's mühevollen, vieljährigen Arbeiten. „Sie erregen allgemeine Bewunderung," schreibt er nach Hause. „Hier auf dem romantischen Felde ist er recht eigentlich in seinem Elemente. Auch diejenigen, welche wie Schinkel und Waagen die neusten Bilder von Cornelius in der Glyptothek kennen, sind von der Vortrefflichkeit der Schnorr'schen Bilder überrascht." Aber nun folgte auch Schnorr's Abgang nach München, der für Rothe, nachdem schon Maydell und Richter von dannen gezogen waren, ein rechter Schlag war. Ohnehin lag es in der Natur der Sache, daß die Mißlichkeiten, über die Rothe klagte, sich mit der Zeit steigern mußten. Da die Gemeinde fortwährend wechselte, schien ihm seine Thätigkeit ein Strich in's Wasser und ihn verlangte nach festem Boden, um wirklich zu bauen. Er sah „viel Blühen aber wenig Frucht". Die Bewunderung der erweckten vornehmen Familien schien ihm zuweilen affectirt und die deutschen Handwerker, die sich an ihn hängten, waren eine arbeitsscheue Gesellschaft, deren rechter Typus Rothe's eigener Stiefelfuchs war, den er vergeblich täglich mahnte, sich Arbeit zu suchen, und der um so lauter am Morgen sang: „Wer nur den lieben Gott läßt walten," je fester er entschlossen war, sich von Rothe und Bunsen durchfüttern zu lassen. Je weniger so das Publicum etwas Elektrisirendes hatte, um so schwerer empfindet Rothe's gewissenhafte Natur den Zwang, immer und ewig, mit Stimmung und ohne Stimmung diesen Leuten predigen zu sollen. Eine Predigermelancholie kommt über ihn, die keiner feineren Natur in diesem Berufe erspart bleibt. Er klagt, daß ihm das Amt zur erdrückenden Last werde, weil sich immer mehr ein Widerstand gegen das direct Erbauliche, gegen alles Wortemachen über Empfindungen in ihm rege. So wünscht er täglich inbrünstiger, nicht mehr von dem, was ihm das Heiligste ist, Profession machen zu dürfen, „nicht ex officio, wenn die Uhr am Kirchthurm schlägt, ich mag inwendig kalt oder warm sein, das göttliche Wort in dem trüben Wasser meiner eigenen Gedanken und Gefühle zur vermeintlichen Erbauung der Gemeinde aufzulösen, für mein eigenes Gefühl aber in den Koth zu treten und allen überirdischen Schmelz davon abzuspülen". Gerade darum

ist er aber auch überzeugt, daß es nunmehr Zeit sei, am Glöckchen zu ziehen und einen neuen Abschnitt dieses kurzen Lebens einzuläuten. „Mich wieder als Laien fühlen zu können, dabei werde ich mit einer ähnlichen Empfindung aufathmen, wie ein Kranker, den endlich der Stickkrampf verlassen hat.“ Wahrnehmbar wurde indessen diese Gemüthslage des Predigers für die Gemeinde nicht, und er findet es unerklärlich, „daß diesen guten Seelen das noch immer wohl und nahrhaft schmeckt, was, wenn es über meine Lippen geht, mich anekelt wie laues Wasser“. In dieser innern Zerspaltung sieht er aber die Strafe dafür, daß er sich selbst verkennend, sich in einen praktischen Beruf hineingedrängt habe, der der Organisation seines ganzen individuellen Lebens zuwiderlaufe. „Was Du schreibst,“ heißt es in einem Briefe an Heubner, „es würde Dir sein, als hätte Dich der Herr von seinem Angesicht verstoßen, wenn er Dir das Predigtamt nähme, das könnte ich von mir gar nicht sagen. Es würde mir im Gegentheil eine Last vom Herzen genommen.“ Auch Bunsen gab von Berlin aus Heubnern Auskunft über die eigenthümliche Gemüthslage ihres beiderseitigen Freundes. „Von unserem theuern lieben Rothe,“ schreibt er, „habe ich ein Lebens- und Liebeszeichen in dem Blättchen erhalten, das ich Ihnen zusende, mit Bitte um Rücksendung. Was den herrlichen Menschen quält, ist die Schwierigkeit, die er in zwei Dingen fühlt, 1, populär und in bestimmtem Maaße zu predigen, 2, in gewöhnlichem Verkehr des Lebens seine natürliche Scheu zu überwinden, als Seelsorger auf die Einzelnen zu wirken. Er bedenkt dabei nicht, welch reichen Segen Gott durch ihn wirkt durch seine ächt christliche überströmende Predigt vom Glauben in der Liebe, durch die wunderbare Tiefe seines Gemüths, und die wohlthuende Milde und Stille seiner Persönlichkeit. Jene zwei Punkte werden ihm allerdings in Rom schwer: besonders der zweite. Sein eigentlicher Beruf ist (glaube ich) eine akademische, mit Predigt verbundene Thätigkeit, so wäre Wittenberg gewiß der Ort für ihn. Auch ist seinetwegen die Stelle noch nicht besetzt.“ Bei solcher Unbefriedigung in seiner Amtsthätigkeit stellte sich bei Rothe immer heftiger das Heimweh nach Deutschland ein, zumal es mit der Zeit recht einsam um ihn geworden ist. Auch das Befinden der Frau verschlimmerte sich, ihr gestörtes Nervensystem ertrug das römische Klima immer weniger. Ein ganz neues, von Rothe recht schwer empfundenes Uebel, waren endlich die mißlichen Zustände im Hause Bunsen. Schon im Frühjahr 1829 schreibt Rothe: „In dem Kreise derer, die uns hier am nächsten stehen, haben sich so manche Verdrießlichkeiten zugetragen, daß ich mich herzlich freue, wenn ein Zeitabschnitt kommt, da man durch so mancherlei Erfahrungen wieder einen Strich machen kann.“ Schon diese Worte lassen ahnen, daß das Bunsen'sche Haus nicht mehr wie früher sein sicheres Asyl war, sondern ein Arbeitsfeld für recht schwieriges seelsorgerliches Eingreifen, und mit Erfahrungen, die er gern vergessen möchte. Im

Januar 1825 war Bunsen's Schwester Christiane in dessen Haushalt eingetreten und Bunsen's Frau bezeichnet die sieben Jahre, die sie hier zubrachte „vom ersten bis zum letzten Tage als eine unaufhörliche Prüfungszeit". Beide Damen gehörten derselben religiösen Richtung an, aber dessen ungeachtet beurtheilten sie sich gegenseitig sehr objectiv. „Sie unterschied Recht und Unrecht," sagt Bunsen's Gattin von ihrer frommen Schwägerin, „mit unvergleichlichem Scharfblick und wußte über die höchsten und tiefsten christlichen Wahrheiten zur Erbauung der Andern zu reden, während sie sich durchaus unbewußt blieb, daß ihr eigenes Herz ungebrochen war." Bunsen war ihr in seiner Studienzeit vielen Dank schuldig geworden für mannigfaltige Unterstützung und da er sie fast nur aus ihren Briefen kannte, hatte er sich gewöhnt, wie zu einem frommen Vorbilde zu ihr empor zu blicken. Aber seine Frau vermochte sich mit dieser Schwägerin nicht zu vertragen und Rothe steht dabei auf Frances' Seite. Er findet in dem vordem so behaglichen Hause wenig „rechten Frieden und rechte Freude mehr". „Mit Bunsen's Schwester," schreibt er an Heubner, „ist das erste Element des Unsegens in das Bunsen'sche Haus gekommen, einer Person, in welcher sich die heterogensten Elemente berühren: einerseits die Erkenntniß und die Sprache einer erleuchteten Christin, anderseits die weltlichste Eitelkeit, der heftigste Jähzorn und etwas, was ich nicht Haß und Rachsucht nennen mag, was dem aber gleicht wie ein Ei dem andern." Nach den Proben, die Frances Bunsen an ihre Mutter berichtet, ist auch kein Zweifel, daß Rothe das alte Fräulein nicht zu streng beurtheilt. Erziehung, Takt, Selbstbeherrschung waren ihr fremde Dinge. Dafür hatte sie ihren „christlichen Standpunkt". Das genügte. „Schon von Holland aus," erzählt Frau Bunsen, „schrieb sie zuweilen keineswegs angenehme Briefe, da ihre Liebe nicht sowohl ‚Balsam von Gilead' war, als sich darin äußerte, daß sie es liebte, gerade die tiefsten und reizbarsten Stellen des Herzens bloßzulegen und zu betasten." Da ihr Bunsen aber in seinen früheren Jahren oft versprochen hatte, daß er der vom Leben mißhandelten, einsamen Schwester dermaleinst eine Heimath bieten werde, lud er sie nach Rom zu sich ein, wo ihr nun nichts recht war. An holländische Reinlichkeit gewöhnt zankte sie fortwährend über italienische Dienstboten und Gewohnheiten. Eine stattliche Figur verlangte sie stundenlange Toilettenberathungen mit ihrer Schwägerin und noch längere Unterhaltungen über ihre körperlichen Leiden. Wenn sie dafür nicht die gehörige Andacht fand, so konnte es kommen, daß sie sich viele Tage lang einschloß und niemanden vor sich ließ. Wehe der Hausfrau aber, wenn sie dann bei ihr eindrang, um nach ihr zu sehen. Sie trieb sie „in solcher Wuth" fort, daß Frances sich nicht berechtigt fühlte, sie auf's neue zu reizen. „Der Himmel weiß, wann ich sie wiedersehen werde," schreibt Frau Bunsen einmal an ihre Mutter, „denn da ich nichts gethan habe diesen Paroxismus hervorzurufen, habe ich auch nichts

darin gut zu machen." Das Fräulein blieb dann oft in Rom, wenn Bunsen's nach Frascati gingen, und auch als Frau Waddington nach Italien kam, ließ sie der Mutter ihrer Schwägerin einfach sagen, sie wolle sie nicht sehen. Um das Unglück voll zu machen war gleichzeitig mit ihr ein Candidat Simon als Hauslehrer bei Bunsen's eingetreten, ein Jude, der in Petersburg durch Goßner zum Christenthum bekehrt worden war. Richter nennt ihn eine Nathanaelseele ohne Falsch, aber Frances Bunsen versichert, er habe sieben Jahre mit Christiane gewetteifert, ihr das Leben sauer zu machen. Er war „ein Werkzeug moralischer Geißelung für Eltern wie Kinder". Da aber die fromme Schwägerin seine verkehrte Pädagogik unterstützte, und der vielbeschäftigte Bunsen die Dinge oft mit den Augen der Schwester sah, war schließlich fortwährender Zwiespalt im Hause. Rothe hatte sich begnügt, zum Frieden zu rathen; auch Tholuck, der nach ihm kam, mengte sich nicht ein; erst Rothe's definitiver Nachfolger, Herr von Tippelskirch mit seiner Gattin, einer Gräfin Kanitz, nahmen sich der bedrängten Hausfrau und Mutter an, indem der neue Seelsorger Bunsen überzeugte, daß er es, aller gegebenen Versprechen ungeachtet, seiner Frau und seinen Kindern schuldig sei, sein Haus von diesen verderblichen Elementen zu befreien. Nun schlug die alte Dame plötzlich in sich, sie nahm alle Schuld auf sich und beschuldigte sich in den rührendsten Selbstanklagen. Aber dessen ungeachtet mußte sie mit dem Nathanael, mit dem sie vor sieben Jahren gekommen war, nunmehr zusammen nach Deutschland heimkehren, wo ihre Schwägerin oft Jahre lang nichts mehr von ihr hörte.

Zählt man das alles zusammen, so ist nicht zu verwundern, daß Rothe dieser complicirten Aufgaben und Zustände nachgerade überdrüssig war, während andere Belästigungen naturgemäß zunehmen mußten, je bekannter Rothe wurde und je mehr er in die Rolle einer Säule der deutschen Colonie hineinwuchs. „Die Fremden," schreibt er im Frühling 1827, „haben mir kaum noch einen Winter so mitgespielt wie diesen." „Es ist eine glänzende Erbärmlichkeit um die Herrlichkeit Roms. Die Leute nehmen den Mund so voll, wie man hier im Mittelpunkt des geistigen Lebens unserer Zeit stehe, wie hier alles lauter Geist athme und erwecke, und doch ist es ganz und gar geistig todt hier. Man darf nur die Verkündiger dieses Evangeliums ansehen, so merkt man bald, woran man ist. Die Meisten sind Leute, die so unglücklich sind so viel Geld zu besitzen, um müßig gehen zu können und von Geist und geistigem Leben so wenig eine Ahnung haben, als es ihnen einfällt, an ihrem eigenen Geistreichthum zu zweifeln." So wetteifert er denn mit seiner Louise im Heimweh nach Deutschland und das Thema aller seiner Briefe ist: „Der Mensch taugt nichts in der Fremde." Wenn aber Liesel ihn frägt, wann sie denn hoffen dürfe, erlöst zu werden, so ist seine Antwort: „Das weiß der liebe Gott alles recht gut und wir werden es auch erfahren."

Inzwischen hatte sich in der Heimath eine Aussicht eröffnet, die eine Erlösung aus den unbefriedigenden römischen Verhältnissen versprach. Der an das Predigerseminar in Wittenberg berufene Professor Schöne hatte, wie Rothe noch aus eigener Erfahrung wußte, bei den Candidaten gar keinen Anklang gefunden und wünschte nach fortgesetzten Mißerfolgen nunmehr selbst seine Versetzung. Heubner war sofort entschlossen, für die so frei werdende dritte Lehrerstelle Rothe in Vorschlag zu bringen. Rothe hätte nun aber nicht Rothe sein müssen, wenn er nicht alsbald wieder eine Reihe anderer Candidaten für geeigneter gehalten hätte als sich. Dazu war es natürlich seine allererste Sorge, Heubnern mitzutheilen, wie sie beide in theologischen Dingen durchaus nicht mehr einer Meinung seien. Er wollte in dieser Beziehung seinem Schwager durchaus reinen Wein einschenken. Die Weise, wie Heubner und seine Freunde die Schrift als eine Summe gegebener Orakel hinnehmen, denen das sündige Herz sich zu unterwerfen hat, ihre Exegese, die lediglich in der religiösen und moralischen Anwendung besteht, erscheint ihm unzulänglich. „Ich sehe," schreibt er, „eine Menge allgemeiner religiöser Sätze, die ich aus dem Neuen Testamente gezogen habe, nebeneinander vor meinen Augen liegen. Will ich mit diesen Sätzen irgend etwas anfangen, so muß ich sie verbinden und zwar auf organische Weise." So entsteht ihm „die Aufgabe, die specifische Verbindung aufzusuchen, in der diese Sätze im Bewußtsein ihrer Urheber verbunden waren und in dem sie ausgesprochen wurden, und die Gesetze zu entdecken, auf denen ihre concrete Gestalt beruht. Sie sind offenbar in uns zu einem ganz andern System der Erkenntniß verknüpft, als sie es in den Aposteln waren. Welches war nun aber dieser ursprüngliche Zusammenhang?" Da eben steckt die Schwierigkeit und so kommt Rothe zu dem Geständniß: „Ich *verstehe das Neue Testament nicht*." Die einseitige speculative und asketische Schule, die er bei Daub und Heubner durchgemacht hat, rächt sich jetzt. Die Schulz'sche und De Wette'sche Methode des Schriftstudiums lehnt er auch jetzt noch ab, aber er bekennt gleichzeitig seine völlige Rathlosigkeit, denn er hat keine Ahnung von den geschichtlichen Gegensätzen und Bewegungen, deren literärischer Ausdruck die neutestamentlichen Schriften sind. Mit dieser Insolvenzerklärung der pietistischen Exegese verbindet Rothe aber auch das praktisch für Heubner wichtige Geständniß, daß er zwar keineswegs in das Lager De Wette's übergetreten sei, daß er aber nicht mit Tholuck, sondern mit dem De Wette-Schüler Lücke und allenfalls mit dem jungen Nitzsch zusammengehöre. Was ihn von De Wette noch immer scheidet, ist die falsche Vorstellung, als ob es eine gemeinsame neutestamentliche Metaphysik und Theologie gebe, *einen* Musikschlüssel, auf den alle Stücke gesetzt sind. Der schlicht pietistische Standpunkt aber, in dem er früher geschrieben hatte, er wisse in dem heiligen Dome nichts anzufangen, als niederzufallen und anzubeten, genügt seinem regen Drange nach Erkenntniß

doch nicht mehr. Daraus folgte nun aber auch, daß Heubner für seine Weise, den Unterricht der Seminaristen auf Erweckung und Bekehrung der Zöglinge einzurichten, an ihm keinen Gehülfen haben wird. Die Gabe gewaltiger, directer Erweckungen geht ihm, nach seiner Meinung, gänzlich ab, und er könnte nicht einmal mit gutem Gewissen darauf hinarbeiten. Diese Thür würde er im Seminar immer verschlossen finden. Klare Kenntniß und Verständniß des Wortes Gottes und lebendige Ueberzeugung von seiner Göttlichkeit zu wirken, das würde allein sein Bestreben sein. Auf scheinbar zweckwidrigere Weise hat wohl noch nie ein Theologe seine Berufung zum Professor betrieben, aber es spricht für Heubner, daß ihm diese Wahrhaftigkeit lieber war als die theologische Uebereinstimmung. Auch nahm er Rothe's Skrupel nicht allzu ernst. Es waren ihm das des Schwagers „bekannte Raupen", die er schon vertreiben wollte. Doppelt ehrend aber war diese Aufrichtigkeit für Rothe selbst bei seiner heißen Sehnsucht, nicht nur Italien mit der Heimath, sondern ganz namentlich die Kanzel mit dem Katheder zu vertauschen und wieder ein Laie zu sein. Inzwischen betrieb Bunsen, der damals in Berlin war, bei Altenstein Rothe's Rückberufung und zwar mit solchem Uebereifer, daß in Rothe einen Augenblick der Verdacht aufkam, Bunsen wolle ihn los sein. Nach Rothe's Auftrag sollte er Altenstein nur sondiren, ob das Ministerium es unbescheiden finde, wenn Rothe nach vierjähriger Thätigkeit seine Berufung auf eine Lehrstelle in Anregung bringe? Statt dessen nahm Bunsen die ganze Sache selbst in die Hand und war darauf und daran, dem Freunde eine Stelle zu verschaffen, wie dieser sie gar nicht wünschte und brauchen konnte. „Ich habe immer Furcht gehabt," schreibt Rothe dem Vater, „vor Bunsen's unglücklicher Leidenschaft, seine Freunde ohne, ja wider ihren Willen, nach seiner Vorstellung glücklich machen zu wollen." So hatte er diesmal für Rothe in Wittenberg ein Archidiakonat herausgeschlagen, mit dem eine Lehrstelle am Seminar verbunden sein sollte. Damit wäre für die innere Lage Rothe's gar nichts gebessert gewesen und für die Ausarbeitung seiner Collegien hätte ihm die nöthige Zeit gefehlt. „Lieber Vater," schreibt er nachhause, „daraus würde nicht mehr werden, als mit knapper Mühe der allernothdürftigste Bedarf für meine Collegien. Mit dem Gefühle eines elenden Schwätzers, der für Wissenschaft ausbietet, was der flüchtige Schaum ganz unabgegohrener Studien ist, der braven jungen Leuten ihre edle Jugendzeit stiehlt und verleidet, würde ich auf's Katheder treten und auf die Kanzel mit ganz ähnlichem Gefühl." Dem Verfasser der Eingabe gegen Schöne lagen solche Erwägungen nahe genug und er wird wohl manchmal an die Opposition gedacht haben, deren Sprecher er vor fünf Jahren in Wittenberg gewesen war. Während er so dem Vater sein Herz ausschüttet, bittet er ihn, den Vermittler zu machen. „Heubner würde auf Deine Ansicht unvergleichlich mehr geben als auf die meine. Haec bene monuit Lisel." Anderseits war nun aber auch Bunsen ver-

stimmt, daß Rothe sich gegen seine besten Absichten in so gereiztem Tone wehrte. „Richard*)," schreibt der Vater Rothe an Heubner, „hat sich bei Bunsen so bestimmt gegen Uebernahme einer Stelle mit Seelsorge erklärt, daß Herr Bunsen über seine Reclamation ärgerlich ist und sich gewundert hat. Richard's Schicksal liegt nächst Gott in Ihrer Hand." Anderseits setzt auch Louischen alle Freunde in Bewegung, um aus ihrer Hölle erlöst zu werden. „Mit Bedauern," schreibt Schmieder schon am 27. Januar 1826, „höre ich, daß die gute Rothin so viel ausgestanden hat; ich würde bei so bewandten Umständen doch rathen, daß Rothe bald nach Deutschland zurück zu kehren suchte." Ebenso bezeugt der Geheime Finanzrath Semler nach seinen persönlich in Rom gemachten Erfahrungen: „Rothe*) muß nach Deutschland, und ist in Rom, (für Bunsen das höchste Glück), nicht an seiner Stelle. Ich machte ihn zum Universitätsprediger und Professor der Dogmatik in Bonn oder Berlin." Diese lange Ungewißheit war nun aber sehr peinlich für Rothe, dessen Stellung natürlich durch diese Verwickelungen innerlich und äußerlich nicht leichter wurde. Im Gebete trägt er da sein Anliegen dem Heilande vor, und „nach demselben", schreibt er, „war mir die Seele so unbeschreiblich leicht, daß ich gleich zu meiner Louise sagte: ‚Heute hat mich der liebe Gott gehört; du wirst sehen, er macht schon hinter unserm Rücken Anstalten, uns aus unserer Fremdlingschaft auszuführen.'" Daß man schließlich Professur und Diakonat in Wittenberg trennen wird, glaubt er; nicht weil er bei dem Könige in guter Erinnerung ist, wie Bunsen schreibt, — „das ist nichts als ein bischen Streuzucker," — sondern weil die Seminarpfründen jährlich 40 000 Thaler Ueberschüsse abwerfen, das Geld also da sein muß. Das Ministerium gab auch nach und besetzte das Diakonat anderweitig, doch würde der gewissenhafte Ministerial-Referent geglaubt haben, sein Brot nicht zu verdienen, wenn er nicht dafür gesorgt hätte, dem Neuernannten als Compensation für die abgelehnten Predigten so viele Vorlesungen aufzupacken, daß Heubner an Hahn schrieb, er wisse nicht, wie Rothe das alles prästiren solle. Auch setzte Heubner dann durch, daß der neue Lehrer zunächst nur eine Stunde täglich zu lesen brauchte. Bunsen hatte nicht eben in Rothe's Sinn, aber schließlich doch mit dem erwünschten Erfolg operirt, und Rothe's Vater ist gewiß im Rechte, wenn er das Mißtrauen Richard's für ungerecht erklärte, als ob dem Gesandten ein eifrigerer Mitarbeiter an seinen liturgischen Studien und ein Hauslehrer für seine Knaben, wie er ihn später in Tippelskirch und Abeken fand, lieber wäre. Der Freund hatte gehandelt, wie er es verstand, aber ohne allen Eigennutz.

Den Berliner Gegnern blieb Bunsen, zum Theil auch durch diese Sorge

*) 2. Jan. 1828.
**) Semler an Heubner.

aufgehalten, wie wir früher sahen, auch dieses Mal wieder zu lang. Der geschwätzige Semler meldet an Heubner: „Bunsen will acht Tage nach Ostern reisen. Er wird sehr christlich. Seine Liturgie wird auf Befehl des Königs gedruckt. Ich habe ihm gesagt, daß er Feinde habe, und für viele zu lang bleibe. Gott erhalte ihm Demuth, und den fest gerichteten Blick nach oben. Rothe wird die Momente zählen, um abzureisen. Meine Briefe an ihn werden hier schon zu Antiquitäten*)." In der Weihnachtszeit war Bunsen einen Tag nach Wittenberg hinüber, wohl auch um die Mißverständnisse aufzuklären, in die er mit Rothe gerathen war. Er selbst schreibt an Heubner**), dieser reichhaltig verlebte Tag in Wittenberg sei ihm eine Wohlthat gewesen, denn er habe sich durch die Last der letzten Wochen verstimmt, ja wie todt gefühlt. Den langsamen Verlauf der Rothe'schen Sache erklärt er mit der Schwierigkeit, den Freund in Rom würdig zu ersetzen. „Otto v. Gerlach schien erst Liebe für die Stelle zu haben, entschied sich dann aber bestimmt für die akademische Thätigkeit in Berlin." Altenstein wollte provisorisch den Candidaten Arndt nach Rom schicken, nur um Rothe möglichst rasch zu erlösen. Einstweilen sahen sowohl Bunsen wie Nikolovius sich in Berlin um. Von den Präsentirten hat aber keiner ihnen „den Muth gegeben, in ihm den Nachfolger Rothe's zu erkennen". „Die Wahrheit zu sagen, ist uns noch nichts vorgekommen, das uns ganz befriedigte und nachdem wir Rothe vier Jahre besessen, macht man große Ansprüche." „Die Gabe des Predigens und des Seelsorgens, beide aus einem wahrhaft christlichen Gemüthe fließend, mit wissenschaftlich historischer Richtung verbunden zu sehen, ist der immer lebendiger werdende Wunsch des Ministeriums, wie Ihnen Nikolovius bald selbst schreiben wird." Endlich löste sich die Frage höchst überraschend so, daß der zur Reformation des rationalistischen Halle oktroyirte Tholuck den dortigen Posten verließ, um ein Jahr in Rom die Gesandtschaftspredigerstelle zu übernehmen. Als Vorwand zu diesem auffallenden Schritt diente Tholuck seine angegriffene Gesundheit. Heubner und Hahn machten ihm aber geradezu einen Vorwurf daraus, daß er überhaupt an dieses römische Divertissement denke. „Ich kann," schreibt Hahn, „mich mit diesem Wunsche Tholuck's nicht befreunden***), weder wenn ich an Halle denke, wo das angefangene Werk abgebrochen werden würde, noch wenn ich denke an den Zweck, durch die Ortsveränderung seine Gesundheit zu stärken; in Rom würde er dafür sicher nicht gewinnen. Und ohnedem scheint mir jetzt Tholuck stärker zu sein als je. Hierher hat der Tausend-Sasa noch nichts davon geschrieben, obwohl nicht vor langer Zeit Briefe hierherkamen." An Heubner schreibt „der Tausend-

*) Semler, 26. März 1828.
**) 18. Dezember 1827.
***) Hahn an Heubner, 12. Februar 1828.

sasa“ ziemlich kleinlaut: „Ich weiß nicht, Theuerster*), ob ich Dir etwas Neues, oder, wie wahrscheinlich, etwas schon Bekanntes schreibe, wenn ich Dir melde, daß ich zunächst unsern Rothe in Rom ablösen und bis Anfang künftigen Jahres dort bleiben werde. Diese Gelegenheit in kirchlicher und wissenschaftlicher Rücksicht Rom zu benützen ist mir unschätzbar. Freilich wird sie mit manchem Schaden für die armen Studirenden in Halle verknüpft sein und ich würde in dieser Hinsicht nicht ohne schweres Herz meinen Posten haben verlassen können, wenn es nicht die Gnade Gottes über Halle so herrlich gefügt hätte, daß ein lieber Mann mein Stellvertreter sein wird, der, wenn gleich manche der mir verliehenen Gaben ihm in geringerem Grade beiwohnen mögen (worunter ich besonders das Eingehen auf ganz Entfremdete verstehe), doch andere Gaben hat, die mir fehlen und wodurch er auf die schon Angeregten, wie ich fest überzeugt bin, segensreicher wirken wird als ich es könnte. Für Dich, Theuerer, bricht ein neuer Morgen an, eine lang erwartete Zeit der Erquickung . . . Ich wurde gefragt, ob Rothe wohl auch für Halle passend wäre? Das glaube ich sehr stark; aber ich wagte es nicht positiv zu sagen, um ihn nicht Dir zu entziehen. Sonst denke ich mir, daß seine Umgänglichkeit mit Draußenstehenden ihn nicht weniger als seine Kenntnisse für Halle geeignet machen.“ Die Frequenz seiner eigenen Collegien schildert er als spärlich, um diese Gegeninstanz abzuschwächen. Von seinen Schülern kommen Frühbuß und Kunze nach Wittenberg, wo der Erstere ein Liebling Rothe's geworden ist. Wie gewöhnlich tritt nun aber bei Tholuck sofort wieder die Reaction ein, als sich Schwierigkeiten zeigen. Er will nur gehen, wenn er einen gläubigen Vertreter erhält und das scheint sich zu zerschlagen. „Ueberhaupt hat mir erst dieses Scheiden meinen umdornten Stand so theuer gemacht, daß ich ihm jetzt gern alles, was der Aufenthalt in Italien bietet, aufopfern würde. Ach ja, der Herr hat mein treuloses Herz mit vieler Gnade beschämt, ich sehe jetzt, daß es ihm gefallen hat, vielen Samen durch mich auszustreuen. Es ist jetzt bei mir seit mehreren Wochen ein ununterbrochenes lautes und leises Beten, Seufzen und Wimmern, daß er die Sache leite, wie es nicht bloß mir, sondern auch Anderen gut ist. Habe Mitleid mit Deinem armen, armen Bruder, mein verehrter Freund und bitte auch den Herrn, daß er thue, was Seiner Sache am förderlichsten ist. Sollte Bunsen nächsten Monat durch Wittenberg kommen, so bitte ich, falls der Minister in der Weigerung beharren sollte, daß er nicht in mich dringt zu gehen, es würde mir das Herz brechen, und dann falls ich gehe und falls der Minister den Vertreter giebt, stell ihm vor, daß er mich doch wo möglich in sein Haus nehme, damit ich nicht zu einsam stehe. Jesus Christus ist mein Verführer und mein Tröster. Mit gebrochenem innig verehrendem Herzen Dein

*) Tholuck an Heubner, 3. Febr. 1828.

A. Tholuck." Beseitigt waren damit die Bedenken der Freunde keineswegs. Hatte Heubner ganz Recht, wenn er schrieb, daß die römische Stelle nicht dafür gegründet worden sei, um als Erholungsstation für Kranke zu dienen, so sah die Sache sich in Beziehung auf Halle noch schlimmer an. Tholuck war im Jahr 1826 der Facultät in Halle trotz ihres Protestes aufgenöthigt worden, damit er gegen Gesenius und Wegscheider ein Gegengewicht bilde. Die Facultät hatte um so schärfer gegen ihn protestirt, als Tholuck noch unlängst bei der Jahresfeier der Continentalgesellschaft in London die Halleschen Rationalisten bitter gegeißelt, oder wie sie selbst meinten, im Ausland angeschwärzt hatte. Das Ministerium aber ließ eine Erklärung Tholuck's, die den Thatbestand nicht widerlegte, sondern bestätigte, als Entschuldigung gelten und ernannte Tholuck doch. Nach solchen Vorspielen erwartete denn seine Partei von dem Neuberufenen eine energische Thätigkeit. Auch Hegel entließ den Scheidenden bei seinem Abschiedsessen mit dem Auftrag: „Bringen Sie dem Halleschen Rationalismus ein Pereat!" In Halle selbst wurde er von den Häuptern des Pietismus, dem Arzte de Valenti, dem Lutheraner Guerike und dem hochconservativen Landgerichtsdirector E. L. von Gerlach mit offenen Armen aufgenommen und man erwartete von ihm, daß er den Kampf eröffne „gegen die Knechte Abimelechs, die den Brunnen zu verstopfen gelaufen kamen". Und nun ergriff der Streiter des Herrn die erste Gelegenheit, ein volles Jahr in Italien auszuruhn! Die Freunde klagten, daß er damit Halle ganz „den Ungläubigen und Sanften preisgebe", während Bunsen anderseits von der „unbeschreiblichen Wuth der Hegelianer im Ministerium" redet, die durch den Minister nun auch noch genöthigt werden sollten, für den Fahnenflüchtigen einen Ersatzmann gleicher Richtung einzustellen. „Du wirst Dich über Tholuck's Anerbieten vielleicht wundern," schrieb Bunsen an Rothe, „vielleicht auch, daß ich mit eben so freudigem Zutrauen darauf eingegangen bin als er mir dies Anerbieten gemacht hat." Und in der That fand Rothe Tholuck's Entschluß nicht nur verwunderlich, sondern einfach „abenteuerlich". Aber Bunsen entschuldigt ihn. „Er steht in Halle allein; bis einer der beiden alten Professoren stirbt, hat er wenig Muth, dort zu wirken. Dazu kommt, daß er an der Hypochondrie leidet, so daß ihm die Reise sehr wohl thun wird." In der That bedurfte Tholuck der Ausspannung und Sammlung. Noch immer war er nicht zum Gleichgewicht seines innern Menschen gelangt. Er hatte in Berlin um die Tochter des der Burschenschaft so verhaßten frommen Geh. Raths Schmalz angehalten und hatte einen Korb bekommen. Dann hatten die Eltern das Mädchen doch zur Verlobung mit dem theologischen Freier bestimmt und nach fast einjähriger Brautschaft trat nun Tholuck seinerseits, unter Mißbilligung der beiderseitigen Freunde, von der Verlobung zurück. Diese und andere Aufregungen hatten ihn wieder in tiefe Melancholie gestürzt. „Ich bin ein kranker Mensch," schrieb er an Bunsen, „damit

bezeichne ich mich am vollkommensten. Der mit meiner körperlichen Constitution zusammenhängende Lebensüberdruß ist mein Pfahl im Fleische." Schließlich kamen doch auch diese Verhandlungen zum Abschluß und Tholuck meldet das an Heubner unter dem Schlachtruf: „Immanuel*)!" Als er einen Stellvertreter hat, „für die bevorstehende Ernte", ist seine Seele stille geworden: „O gibt mir der Herr den Segen, so trage ich alles gern. Einsamkeit, Trübsinn, Verachtung, wie es auch heiße." Ein letzter Aufenthalt entsteht nun aber dadurch, daß Tholuck nicht gern allein reisen möchte. Er will warten bis Bunsen selbst nach Rom zurückkehrt und sich ihm anschließen. Das erweist sich schließlich als unausführbar und so macht er sich am 19. April 1828 zwar in Bunsen's Wagen, aber allein, auf den Weg. Von einem Genusse der Reise ist bei seinen ewigen kleinen Leiden und Verdrießlichkeiten nicht die Rede. In Venedig will sich ihm ein Reisegefährte aufdrängen, seiner Sprache nach ein Sachse, der sich für einen Grafen ausgibt, aber nichts von Minister Einsiedel weiß. Tholuck ist zweifelhaft, ob er ein Polizeispion oder ein Jesuit gewesen sei? Dafür bekehrt er einen jungen Dänen mit Namen Lorenzen**), der sich in Naumburg an ihn angeschlossen hat. Als einen leichtsinnigen Hegelianer, versichert Tholuck, habe er ihn in seinen Wagen aufgenommen, aber als gläubiger Christ und Bruder im Herrn sei er in Rom ausgestiegen. Mit ihm hat er dann auch nach Jahresfrist die Heimreise gemacht. Bunsen, obwohl er später abgereist war, traf vierzehn Tage vor Tholuck in Rom wieder ein. Er begrüßte ihn „sehr galant, mit weißen Hosen", wie Tholuck spottet, in Rothe's Wohnung, in der Tholuck nach alter Gewohnheit abgestiegen war. Bunsen lud ihn ein, für die ganze Zeit sein täglicher Tischgast im Palazzo Caffarelli zu sein, was Tholuck gern annahm. Von Juni bis October ist er auch Bunsen's Hausgenosse in Frascati. Viel Dank aber hat sich der gastfreie Bunsen wenigstens zu Anfang bei dem launischen Gelehrten nicht verdient. Wie er sich bei der ersten Begegnung an Bunsen's galantem Anzug stößt, so schreibt er am 4. October in sein Tagebuch: „Nachdem Bunsen fort war, wurde mir wohler. Das vornehme Wesen ist mir in den Tod zuwider geworden. Nie in meinem Leben will ich in eine andere Sphäre als Professoren und Pfarrer. O jene erzwungene Herzlichkeit, mit der alle empfangen werden! Und das ist einer wie der andere!" Dritten gegenüber lautet das Urtheil des reizbaren Herrn doch anerkennender. „In Bunsen," schreibt er an Heubner, „habe ich freilich eben so wenig als Rothe einen speciellen Freund finden können, dazu muß er sich zu sehr zertheilen; aber ich habe ihn lieb gewonnen und verehre ihn als einen treuen Jünger des Herrn***). Frau Bunsen

*) 9. April 1828 an Heubner.
**) Brief an Heubner vom 25. Nov. 1825.
***) Tholuck an Heubner. Rom, 25. Nov. 1828.

ihrerseits, der ein stärkeres Hervorkehren des gläubigen Standpunkts sympathisch war, redet mit großer Anerkennung von dem Gaste und vor allem Rothe war glücklich, den Freund, der für ihn so viele heimathliche Erinnerungen repräsentirte, wieder gefunden zu haben. Die römische Gemeinde freilich betrachtet der neue Ankömmling nicht so optimistisch wie sein liebevoller Vorgänger. „Der geistliche Zustand der Gemeinde," schreibt Tholuck an Kottwitz, „ist nicht sehr erfreulich zu nennen. Die alten, im Heidenthum eingewurzelten Künstler bekümmern sich wenig um den Gottesdienst; die jungen finden ihn wenigstens unbequem." Sein eigener größter Erfolg war die Bekehrung und Taufe eines Juden, der aber kurze Zeit nachher zum Katholicismus übertrat. Natürlich läßt Tholuck auch hier keine Gelegenheit vorübergehen, neue Fäden anzuknüpfen, um die pietistische Sache zu fördern. So erregt es ihn sehr, daß er bei dem bevorstehenden Besuche des Kronprinzen, wie er zusammenrechnet, drei Mal vor dem hohen Herrn wird zu predigen haben und er betet, daß ihm der Herr gute Worte gebe. Die Herrn vom Gefolge versichern ihn dann auch, von seinen Predigten sehr erbaut worden zu sein, den Kronprinzen selbst findet er aber nicht so gefördert, wie er nach den Berichten der Freunde gemeint hatte. Dagegen setzt er große Hoffnungen auf Bunsen und mahnt die Brüder zu Hause, sie möchten dessen eingedenk sein, daß Bunsen vielleicht dermaleinst eine Rolle in der Verwaltung der preußischen Universitäten spielen werde. Als Bunsen dann in der That einer der wichtigsten Leute in Preußen geworden war, widmet Tholuck ihm seinen Commentar zum Hebräerbrief, in dem er der Herrlichkeiten des Kapitols und Frascatis mit Sehnsucht gedenkt, und auch Bunsen's Häuslichkeit sieht er jetzt in anderem Lichte. „Wie viel ärmer," schreibt er, „wäre aller Genuß geblieben, hätte er nicht im Heiligthum Ihres Familienkreises, welcher den Himmel an die Erde knüpft, seine Verklärung gefunden. Was dort der äußere und der innere Mensch erfahren hat, hat mannichfache Frucht ausgetragen, und den größten Theil des Dankes bin ich Ihnen und Ihrem Hause schuldig." Von dem Jahre, das Tholuck in Rom an Bunsen's Seite zubrachte, leiten Tholuck's Biographen den Umschwung des Halleschen Kirchenvaters zu einer gegen früher bedeutend toleranteren Haltung und er selbst betonte gern, daß er damals „die engen pietistischen Anschauungen abgestreift habe und zu einer freieren Entwicklung gekommen sei". Jedenfalls blieb Tholuck von da an mit Bunsen in regelmäßigem brieflichem Verkehr und hat ihn, was Rothe stets vermied, für akademische Fragen häufig in Bewegung gesetzt und noch öfter setzen wollen. Rothe schreibt von dem Wiedersehen mit Tholuck in gewohnter Güte: „Wir sind uns durch die räumliche Entfernung nur näher gekommen, seit wir uns nicht gesehen." Wenn Tholuck dagegen den Eindruck, den ihm der römische Rothe machte, in die charakteristischen Worte faßte: „Du bist ja ein völlig moderner Christ," so erkannte er damit die Kluft, die sich

zwischen ihnen aufgethan, erst zur Hälfte. Der Pietist Tholuck war in den deutschen Kämpfen kirchlicher geworden, Rothe dagegen hatte in Rom erkannt, daß das Ideal des Kirchlichen im Katholicismus in unübertrefflicher Weise verwirklicht sei und auf diesem Boden der Protestantismus überhaupt nicht in einen Wettbewerb mit der Papstkirche eintreten könne. Seitdem sah er den früher beklagten protestantischen Subjectivismus mit ganz andern Augen an und nachdem er die verhängnißvolle Wirkung der Loslösung des religiösen Lebens von dem bürgerlichen vor Augen gehabt hatte, erklärte er, daß das Ideal Jesu, das Reich Gottes, sich überhaupt nicht in einer Kirche, sondern nur in einem christlichen Staate realisire. „Der Acker ist die Welt," heißt nunmehr seine Losung. Von einer frommen weltlichen Bildung im Sinne der romantischen Schule war er ausgegangen, der Versuch, im Sinne des Pietismus sein halbes Geistesleben als „Welt" auszustoßen, war mißlungen; die Gefahr einer von dem allgemeinen Culturleben losgelösten, isolirten Frömmigkeit hatte er in der pietistischen und der katholischen Mißbildung der Religion kennen lernen. So kehrte er nun zu seinen ursprünglichen Idealen zurück: „Alles ist euer, ihr aber seid Christi." Die Lage, in der Rothe beim Abschluß seiner römischen Zeit stand, war so, wie sie Ernst Troeltsch in seiner schönen Gedächtnißrede 1899 trefflich charakterisirte. Rothe's Ideal war, den ganzen Geistesgehalt der modernen Welt in sich aufzunehmen, um ihn zu christianisiren. Bald aber ward er gewahr, daß dieser Geistesgehalt selbst ein Product des Christenthums sei. Bei der weltbeherrschenden Stellung, die er seinem Christus zuschrieb, konnte er gar nicht anders als die Weltentwicklung auffassen als Wirkung Christi. Die mittelalterliche Mystik, die Aufklärung der Renaissance, die Gleichheitsideale der Revolution sind alle von Christus gewirkt, nur was an ihnen Sünde und Thorheit war, ist menschliche Zuthat. Was er als Candidat geschrieben: „Da klagen sie die Welt an und wissen gar nicht, was sie an dieser Welt haben," das ist jetzt auf's Neue die reifere Meinung des Mannes geworden. Die Cultur ist Christi Werk, wir sollen an ihr christlich fortbauen und nicht die kleinste Seite derselben verachten. „An freier Luft fromm zu sein, das ist es, worauf es jetzt ankommt," ruft er seinen früheren Brüdern zu, die ihn wieder in der Puritaner dumpfe Predigtstuben einschließen möchten. „Mit euerer Ablehnung der Welt habt ihr ja gar keine weltgeschichliche Aufgabe vor euch. Macht euch das nicht stutzig?" „So," sagt Tröltsch, „bahnte sich langsam seine eigenthümliche Weltanschauung an, die mit radicalster Weitherzigkeit jeden geistigen Fortschritt freudig anerkannte und jeden doch zugleich mit wunderbarer Mystik an Christus und seine Erlösung knüpfte. Er lernte die Sterne wieder lieben, die seiner Geburt geleuchtet hatten, aber ihren Glanz erkannte er jetzt als den Reflex der Sonne Christus, die er inzwischen in ihrem vollen Lichte kennen gelernt hatte." Das also waren die Ergebnisse seiner

römischen Jahre und nicht zum mindesten das Resultat des täglichen Umganges mit dem allseitigen Bunsen, der sich ebenso wie Rothe zum Motto seines Lebens gewählt hatte: „Alles ist euer!“ Seine nächste Sorge war denn, die Freunde zu Hause nochmals darauf hinzuweisen, daß er nicht als Pietist, wie er gegangen, zu ihnen wiederkehre. „Bunsen,“ schreibt er an Heubner*), „hat mich wegen Deines Bleibens in Wittenberg sehr beruhigt, und Du wirst mich auch jetzt, wie sonst, mit nachsichtiger Liebe tragen. Hat mich der Herr während dieser $4^1/_2$ Jahre in Rom anders geformt, so habe ich darüber eine freudige Gewißheit, das Er es gethan hat, daß ich eben auf diesem Wege Ihm näher gekommen bin, und daß ich auf dem Grund und Boden Seiner Liebe nicht meiner Eigenliebe und meines Eigenwillens stehe.“

„Am vorigen Sonntag,“ (den 1. Juni 1828) heißt es in demselben Briefe, „habe ich von der Gemeinde Abschied genommen und ihr Tholuck vorgestellt.“ Alle weiteren Geschäfte nahm Bunsen mit gewohnter Gefälligkeit auf sich, indem er versprach, die Wiedervermiethung von Rothe's Wohnung und den Verkauf seines Mobiliars zu besorgen. Die Heimreise konnte indeß nicht sofort angetreten werden, da das Ministerium Rothe bereits einen Erholungsurlaub bewilligt hatte. Es ist für Bunsen's gutes Herz charakteristisch, daß ihm die Thränen über die Wangen liefen, als ihm mit einer Post die Ernennung seines Freundes Platner zum sächsischen Geschäftsträger, die dreijährige Verlängerung des Stipendiums seines Schützling Wolff und die Verwilligung der Mittel zu einer Badereise für Rothe zukam, die nicht dieser aber seine Frau dringend nöthig hatte. Daß er zu letzterem Zwecke Rothe selbst zum Patienten gestempelt hatte, war diesem freilich wieder ein neuer Aerger. Der Aufschub, namentlich mit dieser Motivirung, war Rothe unwillkommen, aber er fügte sich, da die Eltern von den Schwefelbädern auf der Insel Ischia, die der römische Arzt gegen die rheumatischen Leiden von Frau Rothe empfahl, Besserung für deren Zustand erwarteten. Die Mittel hatte der Vater schon vor Bunsen's Intervention großmüthig zur Verfügung gestellt. Neapel zu sehen, mußte doch auch Rothe wünschenswerth erscheinen, und so schreibt er den Eltern in fröhlichster Reisestimmung: „Sobald Tholuck hier ist und ich meine diplomatischen Fasces auf seine Schultern abgelegt habe, (Gott gebe nur, daß er nicht etwa vergessen hat, sich vor seiner Abreise ordiniren zu lassen,) machen wir uns zur Porta di San Giovanni hinaus nach Neapel, sehen zugleich, was es dort zu sehen gibt, schiffen sodann unter Euerer Flagge nach Ischia hinüber, waschen dort den alten Adam ab, lassen Euch vom Epomeo herab mit kindlicher Dankbarkeit und Sehnsucht nach baldiger Umarmung hoch leben, kehren nach beendeter Badecur neu gestärkt auf's feste Land zurück, halten uns in Neapel eben nur so lange auf, als nöthig

*) An Heubner. 5. Juni 1828. Coll. Halfmann.

ist, um die Anstalten zu weiterem Fortkommen zu treffen, sind im Fluge wieder in Rom, das nicht länger als ein paar Tage uns festhalten soll und reisen dann in fröhlicher Erwartung der Dinge, die da kommen sollen, zur Porta del popolo hinaus, über Perugia, Florenz, Bologna, Verona u. s. w. Euch geliebten Eltern entgegen." So schnell ging das alles in Wirklichkeit nun freilich nicht. Auch wurde ihm der Abschied von Rom doch schwerer, als er bei der Nachricht von seiner Heimberufung gemeint hatte. „Es knüpfen sich," schreibt Rothe an den Vater, „während $4^1/_2$ Jahren doch ganz unwillkürlich Bande, deren Dasein man erst recht erkennt, wenn sie zerrissen werden sollen."

Am frühen Morgen des siebenten Juni reiste das Ehepaar mit der Schnellpost nach Neapel ab, wo sie schon am folgenden Vormittag um elf Uhr ankamen. Da der Himmel Ströme Wassers herabschüttete, machte der erste Anblick des Golfs von Neapel ihnen nicht den Eindruck, auf den sie gefaßt gewesen waren. Sie nahmen in einem Privathause der strada Medina eine Stube, die sie dann länger bewohnten, als ihnen lieb war. Ihre erste Sorge in Neapel war die Consultation des dortigen Arztes, der nun aber im Widerspruch mit dem römischen Louisens Krankheit einfach für Hysterie erklärte und darum von einer längeren Cur mit Schwefelbädern nichts hören wollte. Für die Zeit bis zum Beginn der Saison auf der Insel gab er ihr am Morgen Hippocacuana und am Abend pulvis antifebrilis. So unzweifelhaft richtig nach dem weiteren Verlaufe der Krankheit die Diagnose auf Hysterie war, so wenig war sie nach dem Sinne des Ehepaars. Da indessen an den Beginn der Bäder nicht gedacht werden konnte, unterwarf sich die Patientin, wenn auch widerwillig, der neuen Cur, die weniger gefährlich als lästig war. Eine weitere Plage war die wohlgemeinte Gastfreundschaft der deutschen Kolonie, mit der der Gesandtschaftsprediger Bellermann Rothe durchaus bekannt machen zu müssen glaubte, so daß es nun Einladungen regnete, die Rothe in seinen Vorarbeiten für Wittenberg und die Frau in ihrer Cur empfindlich störten. Rothe interessirten diese Kaufmannsfamilien gar nicht, und der Prediger selbst war zwar ein recht lieber College, aber nicht gerade sehr arbeitsam. Die Leute beschwerten sich, daß er seine Predigten ablese und dazu seien sie schlecht. Für den Gehalt, den er beziehe, meinten sie, auf etwas ganz Anderes Anspruch machen zu können. Rothe's Gedanken aber waren bereits bei seinem neuen Amte in Wittenberg, und so war er für die Schönheiten der bella Napoli wenig aufgelegt. „Das widerliche Treiben der Bewohner," schreibt er, „die fast durchgängig recht entarteten Menschenphysiognomieen und das grenzenlose Lärmen, Schreien und Fahren auf den Straßen, vor dem man außerhalb und innerhalb des Zimmers sein eigenes Wort nicht verstehen und keinen zusammenhängenden Gedanken fassen kann, verleidet einem den ruhigen Genuß der Natur gar sehr. In Rom hat doch alles einen weit edleren und ernsthafteren Styl und Charakter und selbst die

dortige Natur würde ich der hiesigen, wenn die Rede davon ist, in ihr zu leben, unbedingt vorziehen."

So wenig Rothe damit einverstanden war, zog sich der Aufenthalt in Neapel doch bis zum 12. Juli hin, da der Arzt nicht früher in Louisens Abreise willigte. Die Herrlichkeit der Landschaft genießt das Ehepaar namentlich in Sorento; er besteigt den Vesuv, besucht Capri, Pompeji und Herculanum, eine enge, vertrauliche Welt, alles viel kleiner als er sich antike Städte vorgestellt, aber von einer Durchbildung des Geschmacks auch in dem einfachen Geräthe, die sein ästhetisches Wohlgefallen lebhaft erweckte. Leider ging der ausführliche Brief, den er über diese Ausflüge an die Eltern richtete, auf der Post verloren, und die Beschreibung in den Erinnerungen besitzen wir nur in Schenkel's Excerpt. In den erhaltenen Briefen zeigt Rothe sich ungeduldig, daß er so lange stille liegen „und die schönen Tage an das faule Ansehen von allerlei Sehenswürdigkeiten vergeuden soll". Auf Ischia selbst sitzt er dann den ganzen Tag über seinem Römerbrief, um für die Bonner theologische Zeitschrift von Nitzsch eine Scholie über Röm. 5, 12 f. f. auszuarbeiten, denn ihm liegen jetzt die Pflichten der neuen gelehrten Laufbahn und nicht die Schönheiten von Casamiccia und die Aussichten vom Epomeo am Herzen. „Diese kleine Arbeit," schreibt er an Bunsen, die er gern mit Tholuck noch in Rom durchsprechen möchte, „ist mir eine wahre Erquickung gewesen und hat meine Sehnsucht nach zusammenhängender und angestrengter Thätigkeit nur noch mehr gesteigert."

Seiner pessimistischen Auffassung der italienischen Bevölkerung aber that die Bekanntschaft mit den Neapolitanern noch zu guter Letzt großen Vorschub. Entartete Menschenphysiognomieen und unmenschlicher Lärm stören ihm jeden Genuß dieses Paradieses. Trotzdem hafteten die Eindrücke aus Neapel, die er ganz anders als die römischen in Muße ungestört in sich aufnehmen konnte, bei ihm am tiefsten und es war später der höchste Genuß, den alten Herrn gerade von Süditalien erzählen zu hören. Die Einheit von Geschichte und Landschaft, die er immer stereoskopisch zusammen schaute, hatte er lebendig erfaßt und er wußte mit wenigen Worten Land und Leute zu schildern, daß sie dem Hörer leibhaftig vor Augen standen. Manchen genußreichen Abend, den ich in unserer Heidelberger Donnerstagsgesellschaft neben ihm saß, packte er seine Erinnerungen aus, seit er entdeckt hatte, daß in mir eine heiße Sehnsucht nach einem Italien lebte, das freilich auf keiner Landkarte zu finden war, sondern aus Göthe's Reise und aus „Corinna" stammte. Es wird mir immer unvergeßlich sein, wie der lebhafte kleine Mann die Tempel bei Pästum beschrieb, die ihm zum ersten Mal die Naturreligion verständlich gemacht hätten, indem ihm der Augenschein sagte, an diesem Strande *mußte* ein Tempel des Neptun und auch einer der Ceres gebaut werden. Wir haben seiner mit gerührter Dankbarkeit gedacht, als ich selbst viele Jahre später mich an Ort und Stelle

überzeugte, daß der Eindruck, den die berühmten Tempel machen, gar nicht besser charakterisirt werden könnte, als er es damals that. Freilich war er auch in Pästum in Gesellschaft der Archäologen Gerhard und Göttling, die ihm erläuterten, was diese grandiosen Reste bedeuteten. Auch sah er noch das einsame Pästum, die drei Tempel umgeben von Busch, Heide und Meer, in deren Nähe die Ziegen einer Hirtenfamilie und eingehegte Büffelheerden die einzigen lebenden Wesen waren, während jetzt alldort die Lokomotive zischt und man an Bahnhof und Restauration vorbei durch wohlgepflegte Artischockengärten wandelt. Auch Pompeji und Herculanum hat Rothe mit den beiden gelehrten Genossen besucht. Dennoch wurde ihm gerade die letzte Zeit dieses Aufenthalts besonders drückend. Aus der schwülen Hitze Italiens sehnte er sich nach Deutschland und nach Arbeit, ähnlich wie im letzten Jahre Schnorr, der meinte, es werde ihm eine Wonne sein, wenn wieder die erste Schneeflocke an seiner Wange zerfließe.

Als Rothe und Gattin Mitte August nach Rom zurück kehrten, fanden sie die Stadt von Bekannten ziemlich leer. Die Maler waren meist im Gebirge, Bunsen in Frascati, wo Rothe sich von ihm und Tholuck verabschiedete. An Bunsen selbst schreibt er am 18. August in der Nacht gegen zwölf Uhr noch ein herzliches Wort, in dem ein leiser Schmerz über die jüngsten Mißverständnisse nachzittert. „Nachdem ich von allen meinen Lieben in Rom einen wehmüthigen Abschied genommen, drücke ich Dir zuletzt aus der Entfernung herüber nochmals die Hand zum Lebewohl. Mein Herz, theuerer Bunsen, bleibt Dir gewiß. Mit meinem Kopf wirst Du wenig gewinnen können, und wirst ihn vielleicht hart schelten; verdamme deshalb nur nicht das Herz mit. Es zieht sich durch alle Freundschaft ein tragischer Ton hindurch, ohne die es keine wahre geben dürfte. Noch einmal sagen wir beide Euch allen aus voller Seele Lebewohl, so schwer sie uns auch heute ist. Gott segne Euch mit seinem Frieden und seiner Gnade! Ewig Dein R.“ Auch von München aus schickt er nochmals einen Gruß, der bezeugt, wie ihm in der Heimath das Herz aufgegangen sei. Dem Vater aber schreibt er: „Wir scheiden von Rom mit Dank gegen Gott und Mancher Liebe und Geduld ... Morgen früh um 4 Uhr fahren wir von hier ab über Perugia nach Florenz.“

Der Vetturino, den Rothe für die Rückreise gemiethet hatte, machte möglichst kleine Tagereisen, so daß die Abziehenden zum Abschied die Städte Italiens noch mit Muße betrachten konnten. Die Gegend von Otricoli bis Perugia entzückte sie, vor allem der Wasserfall von Terni. Auch die Kunstschätze von Florenz machten Rothe dieses Mal einen ganz andern Eindruck, ein Beweis, wie er in den vier Jahren innerlich gewachsen war. Aber das alles erfreute ihn nicht so, wie der Augenblick, da er in Bozen zum ersten Mal wieder deutschen Boden betrat und er die deutschen Gespräche hörte, unter denen sich

die Kirchgänger nach ihren Gotteshäusern drängten. „Es war mir," schreibt er in seinen Aufzeichnungen, „als wäre ich über Nacht durch einen Zauberschlag in eine völlig neue Welt versetzt worden. Und diese Welt war meine Heimath und sie lag in strahlender Anmuth vor meinen Blicken." In München brachte er im Hause seines Julius Schnorr einige frohe Tage zu. Schnorr hatte inzwischen Marie Olivier, eine Verwandte, geheirathet, mit der Rothe's alsbald gute Freundschaft schlossen. Eine regelmäßige Correspondenz bezeugt, wie herzlichen Antheil Rothe an des Freundes weiterer künstlerischer Entwicklung, namentlich an dem Cyklus der Nibelungen nimmt, deren Fortschritte er in Cotta's Kunstblatt eifrig verfolgt. In Alexandersbad traf er sich mit den treuen Eltern und lag endlich, wie er an Schnorr schreibt, wieder in ihren Armen. Von Dresden aus, wohin er die Eltern begleitete, besuchte er seinen Freund Richter, der inzwischen geheirathet und als Zeichenlehrer bei der Porzellan-Manufactur in Meißen eine bescheidene Unterkunft gefunden hatte. „Richard Rothe," schreibt Richter in seinen Lebenserinnerungen, „besuchte mich mit seinem Vater, dem Typus eines altpreußischen Beamten, als dieser den von Rom gekommenen Sohn auf seiner Reise nach Wittenberg bis Meißen begleitete. Mir war es eine innige Freude den theuern römischen Freund wieder zu sehen, denn für mich waren diese „Römer" alle mit einer Lichtatmosphäre umgeben, im Gefühl der so glücklich mit ihnen in Rom verlebten Tage." Von Dresden ging es zu Hahn's nach Leipzig und froh der langen Wanderschaft entledigt zu sein, zog das Ehepaar um Michaeli in der alten Lutherstadt an der Elbe ein. Für die ersten Wochen nahmen Heubner's das junge Paar im Augusteum auf, dann bezogen sie die von den Verwandten für sie gemiethete Wohnung in dem Hause des früheren Kirchenhistorikers Schröckh. „Ich komme," schreibt Rothe, „also recht auf kirchengeschichtlichen Boden." Die Bücherkisten aus Rom waren, nur unbedeutend beschädigt, angekommen, für die übrige Einrichtung hatten Heubner und die Eltern gesorgt. Was fehlte, ersetzte der Vater in gewohnter Großmuth auf Weihnachten aus den Berliner Magazinen. In der saubern deutschen Haushaltung befanden sich die Heimgekehrten, nach der fast fünfjährigen italienischen Wirtschaft, nun doppelt wohl und alle ihre Briefe athmen Frohsinn und Behagen.